

Albert
Schmidt

die andere wirklichkeit

Erfahrungen der Kommune LORD'S FAMILY
und die Probleme junger Menschen



pfeiffer-reihe spielraum

Spielraum – ein anderes Wort für Freiheit. Spielen und Sich-Befreien, Traum und Phantasie rufen herauf, was noch nicht wirklich ist, was erst geahnt wird. Zwänge und Grenzen engen ein; Spielräume bringen Alternativen ans Licht und Erstarres in Bewegung: in der Gesellschaft, in den Kirchen, im persönlichen Bewußtsein.

reihe spielraum

setzt die Reihe Experiment Christentum fort.

Über dieses Buch

Wohngemeinschaften, Kommunen – Mode oder mehr?

Von ihren Ideen und Träumen, von den Problemen ihres Zusammenlebens und nicht zuletzt von ihrer Musik berichten in diesem Buch Mitglieder der Wohngemeinschaft LORD'S FAMILY.

In der Geschichte dieser Gruppe spiegelt sich die Entwicklung jenes Teils der Jugend wider, der nicht konform geht mit den Normen und Wertvorstellungen unserer Gesellschaft.

Eine kritische Reflexion des Berichts sowie eine Diskussion verschiedener Probleme (Autorität, Drogen, neue Religiosität) aus der Sicht der jugendlichen Subkulturen im zweiten Teil des Buches regen an zum Weiterdenken.

Über den Autor

Albert Schmidt, geboren 1951 in Uffenheim/Mfr., Diplomand in Sozialpädagogik, Mitbegründer der Kommune LORD'S FAMILY in Beilngries.

Albert Schmidt

Die andere Wirklichkeit

Erfahrungen der Kommune LORD'S FAMILY
und die Probleme junger Menschen

Verlag J. Pfeiffer · München



Mitglied der »verlagsgruppe engagement«

Nr. 18
reihe spielraum
herausgegeben von
Thomas Sartory und Otto Betz

Alle Rechte vorbehalten!
Printed in Germany
Satz und Buchbinderei: Manz, Dillingen/Donau
Druck: Offsetdruck Hablitzel & Sohn, Dachau
Umschlagentwurf: Helga Ch. Vesper
© Verlag J. Pfeiffer, München 1974
ISBN 3-7904-0139-0

Dieses Buch

ist keine Dokumentation, obgleich von Tatsachen die Rede ist. Die Sachverhalte sind bekannt, doch für den, der Bericht erstattet, noch lange nicht geklärt.

Es enthält kein Programm, obgleich von Glauben und Wollen die Rede ist. Die Grundstimmung, von der es getragen ist, läßt sich nicht in einzelne Verhaltensanweisungen umsetzen.

Es ist keine abschließende Zusammenfassung, obgleich von einem abgeschlossenen Erfahrungskomplex die Rede ist. Zu vieles hat sich angebahnt, als daß sich schon alle Einzelentwicklungen zu einem geschlossenen Bild zusammenfügen könnten.

Dieses Buch ist ein Versuch. Es ist ein Experiment wie die Sache selbst, die darin Darstellung findet. Ein Experiment, von dem nicht einmal der Autor sagen kann, ob es gelingt und welche Konsequenzen es hat.

Hier schreiben junge Menschen, die mehr als drei Jahre in einer Kommune zusammengelebt haben, eine Geschichte. Es ist die Geschichte dieser Gruppe und darüber hinaus so etwas wie eine Fallstudie, denn in der Entwicklung der Großfamilie LORD'S FAMILY spiegelt sich die Entwicklung des Teils der Jugend wider, der nicht konform geht mit den Normen und Wertvorstellungen unserer Gesellschaft, der am Rande einen

eigenen Weg sucht. Dieser Teil der Jugend ist viel verketzert, beargwöhnt oder mystifiziert, doch selten verstanden worden. Es begann mit einer Flut von Publikationen über die Studentenbewegung, dann folgten Berichte und Untersuchungen über das Phänomen des Drogenkonsums und schließlich die Reports über das überraschend erwachende religiöse Interesse der Jugend. Unsere Gruppe hatte sich mit all diesen Dingen auseinanderzusetzen, nicht nur aus dem Abstand des Beobachters, sondern in kritischer Teilnahme mitentscheidend: Das Haus, das wir bewohnten, das Schlüssel, bündelte wie ein Hohlspiegel alle möglichen Einflüsse auf einen Brennpunkt, in dem jeder einzelne von uns stand und sich zu verantworten hatte.

Auf Konzertreisen mit unserer Band, im brieflichen Kontakt und im persönlichen Austausch mit vielen, die uns besuchten, waren wir betroffen von den Problemen einer Generation, mehr noch, von den Problemen einer widersprüchlichen Zeit: Da war der Fixer, der bei uns Aufnahme suchte, da war der Revolutionär, der seine Verzweiflung mitbrachte, da war der Jugendseelsorger, der keinen Rat mehr wußte, der Tramper, der nur übernachten wollte, das Mädchen, das sein Baby für einige Wochen in Pflege gab, der Domkapitular, der sich für eine Außenseitergruppe interessierte. Soldaten der Bundeswehr und der American Forces, konfessionelle Jugendgruppen, Ordensschwwestern, Ausgeflippte, Flüchtige und Vertriebene kamen zu uns, um ihre Freuden und Leiden, vor allem aber ihre Sorgen und Fragen mit uns zu teilen. Fast jeder hat etwas dagelassen, ein Wort, ein Zeichen, ein Bild, einen Gegenstand, ein Lächeln oder eine Müdigkeit. Wir konnten keine endgültigen Antworten geben, nur Anregungen, Hinweise, momentane Hilfe: ein Dach über dem Kopf, ein warmes Essen, ein ermutigendes Gespräch, ein Brief an die Eltern, eine kritische Gegenfrage und vor allem: ein paar Stunden, Tage oder Wochen Geborgenheit, Familie, Heimat – und oft nicht einmal das. Wir versuchten, unsere eigenen Erfahrungen mit denen der vielen, zu denen wir Kontakt fanden, zu konfrontieren. Wir machten uns selbst auf den Weg, um

neue Möglichkeiten einer anderen Wirklichkeit zu finden und aufzuzeigen. Das ist auch das Motiv für dieses Buch.

Was die Mitglieder dieser Kommune vor Jahren zusammengeführt hat, hat sie schließlich auch wieder auseinandergeführt, um – in Verbindung zueinander – in neuen Gruppen oder allein den Weg weiterzugehen, den wir ein gutes Stück gemeinsam gegangen waren: auf der Suche nach einem erfüllten Leben.

Ich bin einer von ihnen. Ich habe im Gedanken- und Erfahrungsaustausch mit meinen Freunden aus dieser Gruppe, die sich von der Sammlung zur Zerstreuung entwickelt hat, einige Beiträge zusammengestellt, die zum größten Teil von denen geschrieben sind, die in der LORD'S FAMILY zusammen waren. Darüber hinaus habe ich in ausführlicherem Erzählen meinerseits mich bemüht, die zentrale Thematik, um die es geht, zu verdeutlichen. Schon in der Auswahl des Materials, die getroffen werden mußte, liegt eine Art Akzentsetzung, die so etwas wie einen roten Faden abgibt und vielleicht ein wenig die Grundstruktur eines dynamischen Zusammenlebens kennzeichnet: Einerseits das Spektrum der personalen Individualitäten, andererseits die Zuordnung um die einigende Mitte; Einheit in der Vielfalt, Einheit selbst in der Verschiedenheit, Begegnung, die über sich selbst hinausweist. Entscheidend ist das Zwischen.

Wenn das, was hier zur Sprache kommt, Begegnungen ermöglicht, hat es seinen Sinn erfüllt. Deshalb kein Programm, deshalb kein dogmatisches Verallgemeinern.

Was in diesem Buch zu lesen ist, sollte man nicht so sehr zum Gegenstand rein intellektuellen Diskutierens machen, eher zum Ausgangspunkt eigener Entfaltung. Hier zählen ohnehin nicht Thesen, sondern materielle und spirituelle Erfahrungen zwischen Ich und Es, zwischen Ich und Du; was ich bin, bin ich geworden in Gemeinschaft und in Einsamkeit in der Gemeinschaft.

Es ist etwas anderes, dynamische Gruppenprozesse zu studieren, als in einer Gruppe zu leben; die Analyse verhält sich zur Erfahrung wie die Alkoholformel zum Rausch. Wenn also in den vorliegenden Texten neben allgemeinen Problemen besonders unsere persönlichen Erfahrungen und Gedanken ihren Niederschlag finden, dann nicht, um unsere Erfahrungen leichtfertig zu generalisieren, sondern um der Sicht von Betroffenen Ausdruck zu verleihen. Hier wird nicht zuviel reflexiv, mehr spontan geschrieben: Angst und Abwehr, wo Gefahr ist, Hoffnung, wo Verheißung ist, Zweifel, wo Ungewißheit ist, Glaube, wo Offenbarung ist. Der Autor des Stückes ist auch der Darsteller, der Spieler ist das Instrument, der Zeichner ist der Gezeichnete, der Traumdeuter selbst ist der Geträumte.

Albert Schmidt
Im April 1974



LORD'S FAMILY Erfahrungen im Zusammenleben

Zur Klärung der Begriffe: Familie - Kommune

LORD'S FAMILY war gleichzeitig eine Familie und eine Kommune. Beide Begriffe sind in der Alltagssprache geläufig; aber gerade deshalb können sie mißverständlich sein.

Mit dem Begriff »*Familie*« verbindet sich für die meisten erst einmal die Erinnerung an die Erfahrung ihrer eigenen Familie, der sie entstammen: Eltern, Geschwister, Verwandte. So auch bei uns: Einige hatten eine sehr liebevolle Kindheit; sie wissen, was ein glückliches Familienleben bedeuten kann, und orientieren sich in vielerlei Hinsicht heute noch daran. Aber auch für andere, die zu Hause zu kämpfen hatten, Konflikte durchzustehen hatten mit Eltern und Geschwistern, die die Angst und Unterdrückung, die in so vielen Familien das Klima beherrscht, selbst zu spüren bekommen haben, ist das Wort »*Familie*« kein negatives Symbolwort geworden. Gerade weil sie es vielleicht vermißt haben, bedeutet ihnen Wärme, Geborgenheit, Harmonie – und das meinten wir, wenn wir »*family*« sagten – um so mehr: Harmonie, die die fruchtbare Auseinandersetzung miteinschließt, gegenseitige Achtung, Solidarität auch in der Kritik.

Das Gemeinsame in der Schlüsselfamilie war ja nicht eine Bindung durch Blutsverwandtschaft (obwohl wir auch zwei Brüderpaare in unserer Gemeinschaft hatten), sondern geistige Verwandtschaft, eine Gleichgesinntheit und Gleich-

gestimmtheit, die nicht ein für allemal vorgegeben ist, sondern immer wieder neu erarbeitet und gefestigt werden muß. Im Schlüssel fand die Gemeinsamkeit Ausdruck im gemeinsamen Wohnen, im gemeinsamen Erleben und Gestalten. Und da »communis« (lat.) nichts anderes als »gemeinsam« heißt, gibt es an dem Begriff »Kommune« für uns nichts Anrühiges zu entdecken. Während in den bürgerlichen Massenmedien in erster Linie Gruppensex, Partnertausch, Drogenkonsum und kollektives Nichtstun als Inhalte eines Lebens in einer bloßen Wohngemeinschaft auftauchen, hat Kommune für uns bedeutet: gemeinsames Eigentum, gemeinsame Wohnung, gemeinsame Arbeit und darüber hinaus Leben in Richtung auf ein gemeinsames Ziel; Leben aus einem gemeinsamen Zentrum heraus, aus dem Fluchtpunkt, der die Perspektive ordnet, ja überhaupt erst möglich macht.



Personen und Vergangenheiten

Im September 1970 mieteten vier Studenten in Nürnberg eine Wohnung: in der Bayernstraße. Doch man könnte auch schon früher anfangen zu erzählen, denn ein Großteil der späteren Familienmitglieder hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits gekannt: mehr oder weniger oberflächliche Bekanntschaften aus Schule, Hochschule usw. In jenem Herbst 70 traf man sich in der Bayernstraße »zufällig« wieder: Die einen – ohne Abitur – arbeiteten als Krankenpfleger oder Lehrlinge, andere gingen noch zur Schule oder zur Hochschule. Immer mehr Leute lebten immer intensiver zusammen in der erwähnten Wohnung: bald waren die zwei Zimmer (mit Toilette und Dusche) überfüllt; die Stadt war eng und brachte uns zusammen. In dem halben Jahr bis zum April 1971 lernten wir uns immer besser kennen und lieben: Wir sprachen sehr viel miteinander, wir lernten, zusammen zu essen, zu kochen, Musik zu machen . . .



Die Musik hatte die meisten ja schon während ihrer Schulzeit begleitet. Neu war der lückenlose Zusammenhang zwischen Musik und Mittagessen, zwischen Festlichkeit und Alltäglichkeit, zwischen Kunst und Leben, zwischen Rausch und Realität.

Die Stadt war laut und beklemmend, und sie war kalt: die ewig Wartenden am Bahnhof, die Dealer-Szene in den Lokalen, die Frustration der Popkonzerte, die aggressive Nüchternheit der radikalen Polit-Leute, die Blindheit und Anspruchslosigkeit in den Kaufhäusern. Zusammengedrängt in unserem kleinen Nest wärmten wir einander, die Beziehungen zueinander verdichteten sich.

Ich kann mich an Abende erinnern, an denen 25 Leute in den beiden Zimmern zusammenhockten. Es konnte passieren, daß ich nach Hause kam und zehn fremde Gesichter vorfand, die

mich fragend ansahen, oder daß ich mich schlafen legte und am Morgen zwischen fünf unbekanntem Gästen erwachte. Wir versuchten, jedem Gast mit Offenheit zu begegnen. So entstanden manche Freundschaften.

Das Studium wurde fragwürdig, die Berufe blieben unbefriedigend und die Sehnsucht nach der *Alternative* zu all dem brach sich Bahn in einer konkreten Idee: Als wir uns entschlossen, uns künftig ganz oder doch hauptsächlich der Musik zu widmen und der Stadt und allem, was bisher war, den Rücken zu kehren, waren »wir« bereits 11 Personen, eine feste Gruppe: Kinder sämtlicher Schichten der Gesellschaft mit verschiedensten Bildungen und Ausbildungen, mit verschiedensten Erfahrungen im persönlichen Leben wie im Zusammenleben mit anderen: Hatten einige schon in Wohngemeinschaften gelebt, politisch oder sonstwie sich engagiert, in Bands gespielt, so waren für andere alle diese Dinge ganz neu. Unsere Väter: Beamte, Angestellte, Arbeiter, Selbständige (vom Installateur bis zum Facharzt), unsere Mütter: berufstätig oder Hausfrauen — irgendwo in Süddeutschland, in der Großstadt wie in der Provinz; und wir: alle um die Einundzwanzig, unzufrieden mit uns selbst und der Welt, bereit, alles liegenzulassen und ganz neu anzufangen. Der Konflikt mit den Eltern war unausweichlich, doch nicht unversöhnlich. Denn in den folgenden Jahren wuchs das Verständnis füreinander so weit, daß bald viele von uns sagen konnten, sie stünden in verstehender und helfender Partnerschaft mit ihren Eltern.

Doch am Anfang stand dieser Bruch, die schmerzhaft Entfremdung, die — wie wir später im Kontakt mit von zu Hause weggelaufenen Jugendlichen sahen, denen wir zu helfen versuchten — für so viele unvermeidlich zu sein scheint. Unsere eigenen Erfahrungen haben uns gezeigt, daß echte, gleichberechtigte Verständigung und Partnerschaft mit den Eltern erst möglich wurde, als sie sahen, daß es uns mit unseren Vorstellungen ernst war, als wir nicht nur in Opposition verharrten, sondern, was wir ihnen sagten, in mühsamer Arbeit Stück für Stück verwirklichten. Das begann im Frühjahr 71.

Die Leute sollen mehr mitkriegen

Junge Nürnberger wollen eine Musik-Kommune gründen

Was sich in Ländern wie den USA und England rasch entwickelte, ließ in Deutschland lange auf sich warten: Ziemlich spät wurden in München, Hamburg und Frankfurt die ersten Musik-kommunen gegründet. Jetzt soll auch die erste größeren Ausmaßes in Nürnberg entstehen. Zwei PH-Studenten, drei Krankenpfleger aus Rummelsberg, zwei Kunststudenten, ein Gymnasiast und ein Konservatoriumsstudent wollen zusammenleben und -spielen.

Die meisten haben bereits Erfahrung in Amateurbands gesammelt und in Sessions miteinander Musik gemacht. Mit Schlagzeug, Orgel, Elektro-Piano, Geige, Baß und Gitarren soll progressiver Pop mit viel Improvisation gespielt werden.

Der 20jährige PH-Student Albert Schmidt definiert die Ziele der Gruppe so: „Unsere Musik ist so angelegt, daß sie bewußtseinserweiternd auf die Leute wirkt. Sie soll möglichst vielschichtig und frei sein und nicht zum Selbstzweck, sondern als Kommunikationsmittel dienen. Die Texte werden auf Englisch und Deutsch in leicht verständlichen Bildern und Symbolen zu den Menschen reden, damit sie

mehr mitkriegen von sich und der Umwelt.“

Die musikalische Gruppe nennt sich „Lord's Children“, die ganze Kommune, zu der noch Tontechniker, Roadmanager und andere, „die etwas machen wollen“, stoßen sollen, wird dann den Namen „Lord's Family“ führen. Man plant, ein Haus auf dem Land zu mieten oder zu kaufen, „um der Natur etwas näher zu sein“.

Texte zwischen den Stücken

Zwar mögen die Musiker Bands wie „Pink Floyd“, die „Soft Machine“, „Colosseum“, die „Jimi Hendrix-Experience“, auch alten Blues und Folk. Vorbilder haben sie allerdings keine. „Zwischen den Stücken sollen Texte vorgelesen werden und Filme zur Musik gezeigt werden, um möglichst viele Medien auszuschöpfen. Natürlich gehören später auch Auftritte in großen Sälen und Plattenaufnahmen zu unseren Plänen.“

Zunächst allerdings steht eine Verstärkeranlage für etwa 22 000 Mark auf dem Anschaffungsprogramm der Kommune.

Sie leben in der Kommune und haben die besten Manieren —»Die Familie des Herrn« wünscht sich eine bessere Welt

Beilngries. (rg) „Wir wollen die Welt verbessern“, sagen sie und lächeln selbst über das abgenutzte Schlagwort, mit dem sie es ernst meinen. Neun junge Männer mit üppigem Haarwuchs, in verblichenen Blue-Jeans und Arbeitskitteln, sitzen auf Matratzen und wackeligen Stühlen, trinken Tee aus drei Bechern und einem Bierglas, rauchen selbstgedrehte Zigaretten, reden und meditieren. Erster oberflächlicher Eindruck: hier wird eine nicht mehr ganz neue Masche geprobt. Aber schon auf den zweiten Blick zeigt sich, daß die „Familie des Herrn“, the Lord's Family, die sich im romantischen „Jagdschlößl“ am Fuße des Hirschberges einquartiert hat, weder aus arbeitsscheuen, noch haltlosen und schon gar nicht publicitysüchtigen Mitgliedern besteht.

„Ich bin das Empfangskomitee und soll sie nach oben führen“, stellt sich Martin mit charmanter Liebenswürdigkeit vor. Wir gehen über eine breite, geschwungene Freitreppe, die in einen gallerieartigen Flur mündet. „Auf den kalten Steinboden wollen wir einmal einen Teppich legen, damit man barfuß gehen kann, und wenn wir erst die schönen Säulen unter dem Verputz hervorgeholt und vielleicht einen alten Kronleuchter aufgehängt haben, wird das Treppenhaus unser Prunkstück“, schwärmt Michael. Seit vielen Wochen arbeiten die Freunde, um aus dem halbverfallenen Gebäude eine wohnliche Behausung zu machen. Sie setzen Fensterscheiben in leere Rahmen, schlagen schimmeligen Verputz von den Wänden, wechseln morsche Bodenbretter aus, tragen unzählige Kübel mit Unrat aus dem Kellergewölbe, malen Zimmer aus und legen einen hübschen, kleinen, ganz bürgerlichen Vorgarten an.

Früher wohnte die „Familie“ in Nürnberg - die meisten der jungen Leute studierten an der PH oder an der Kunstakademie, einige waren schon berufstätig. Sie machten zusammen Musik und eine gemeinsame Lebensauffassung verband sie. Nach „entscheidenden Begegnungen“, zum Beispiel mit einem Lehrer aus Tibet, kamen sie zu der Überzeugung, sich und vielen Menschen nützlicher sein zu können, wenn sie sich ganz ihrer Musik widmen würden. „Jeder Mensch hat sein eigenes, in-

nerstes Wesen, die christliche Religion nennt es Seele. Umwelteinflüsse drängen diesen Kern in das Unterbewußtsein zurück und rufen Verkrampftheit und Angst hervor. Im Streben jedes Menschen nach Glück, das er dann in Geld, Ruhm oder äußerer Anerkennung zu finden hofft, äußert sich die Suche nach dem eigenen Ich“, versucht Daniel die Grundidee zu erklären. Durch ihre selbst komponierte Musik und ihre Texte, später vielleicht auch durch Filme und eine Zeitschrift wollen „Lord's Children“ ihrem Publikum zum besseren Selbstverständnis verhelfen. Aggressionen gegenüber dem Nächsten würden sich dann erübrigen und die Welt würde friedlicher.

„Einen Einfluß können wir nur ausüben, wenn unsere Musik ausstrahlt was wir sagen wollen“

„Hier haben wir Zeit zum Reden, zum Überlegen und zum Üben. Beeinflussung und Ablenkung von außen fallen weg.“ Kürzer sagte es Gottfried: „Früher weckte uns der erste Lkw, heute ist es das Gackern der Hühner.“

Um Geld und Ruhm geht es „Lords Children“ nicht. Vorläufig leben sie aus einer gemeinsamen Kasse, die mit dem, in klingenden Münzen umgesetzten, Eigentum aller Mitglieder und den Monatswechseln verständnisvoller Eltern gefüllt wird. „Um unser Ziel zu erreichen, müssen wir natürlich verdienen, doch wollen wir keine Reichtümer anhäufen“. Die Einrichtung des gemeinsamen Esszimmers, der Wohn- und Wirtschaftsräume, des Übungsraumes und des Töpferateliers bekamen sie von vielen Seiten geschenkt.

Die Eltern der Jungen sind nicht alle so wohlwollend. Teilweise machen sie sich Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder, teilweise können sie ihre Gründe nicht verstehen. Daniel dagegen, der schon einige Semester Studium hinter sich hatte, fand zum ersten Mal „echten“ Kontakt zu seinem Vater: er dachte bei der Aussprache nicht nur an seine, sondern auch an die Gefühle der anderen.

Die Rücksichtnahme wird in der Gruppe geübt. Jeder geht auf sein Gegenüber ein, man fällt sich nicht ins Wort, entschuldigt sich oft und bemüht sich um Verständnis. Ob sie es durchhalten?

Aufbruch und Entfaltung

Wir suchten ein Haus, das uns allen Platz zum Leben bot, das uns Beziehung zu einer natürlicheren Umgebung ermöglichte und die Ruhe, die wir brauchten, um gemeinsam die Musik mit der Aussage zu entwickeln, die wir uns vorstellten.

Das *Schlüssel* erfüllte alle diese Voraussetzungen. Ein Freund vermittelte, wir mieteten es und begannen mit dem Renovieren der Räume. Im vorigen Jahrhundert gebaut, auf halber Höhe des Hirschbergs bei Beilngries im Altmühltal gelegen, umgeben von Büschen und von Bäumen, war es einige Jahre leergestanden und verfallen. In monatelanger Arbeit wurde ein Zimmer nach dem anderen wieder bewohnbar: Zehn Stunden täglich Mörtel, Gips und Farbe, Installation von Leitungen, Fensterglas, Holzkitt und Putzeimer. So wurde schon jeder Pinselstrich für uns zur Prüfung, wie ernst es mit unserem Vorhaben war. Aus dem Gemäuer wurde wieder ein kleines Schloß, aus dem Schmutz und dem verwilderten Dickicht ein Garten. Jeder Quadratmeter mußte umgegraben und neu bearbeitet werden, um später reiche Ernte zu bringen. Aus dem Schuppen nebenan wurde ein Stall, in dem mit der Zeit Enten, Hühner, Ziegen und Schafe und schließlich Mustafa, der Esel, einzogen. Drei Schäferhunde, zwei Spaniels, ein Pudel und zwei Katzen gehörten ebenso mit zur Familie wie die Mäusefamilie im Westflügel des Hauses.

Wir lernten die Täler und Wälder der Umgebung kennen, wir spielten mit Gitarren und Flöten, mit Bongos und Geige am Bach, der seine Stimme dazu rauschte.

Barbara, Rudi, Monika, Franz und Irene zogen zu uns. Die große Familie strukturierte sich in fünf Paare und sieben ›Junggesellen‹, deren Freundinnen meist nur an Wochenenden oder in Ferien bzw. Urlaub bei uns waren. Bis zum Sommer 72 waren wir zu siebzehnt. Nach einem weiteren Jahr krächten schon vier Babys durchs Haus: Susanne (die



Tochter von Gottfried und Barbara) als die erste und dann Timotheus, Florian und Christian. (Ruth bekam ihren Sohn Sebastian, nachdem sie mit ihrem Mann Sepp bereits aus dem Schlüssel weggezogen war.)

Simothheus

ANFANG AUGUST 1972

MIR IST GANZ SELTSAM ZUMUTE. EIGENTLICH IST DIE WELT UND DAS SCHLÖSSL
SCHÖN UND HEITER, EIGENTLICH IST ALLES TRAUERIG UND ZU NICHTS NÜTZLICH.
MEINE FÜSSE WANDELN AUF LUFTIGEN ROSA WOLKEN UND MEIN INNERSTES
HÜPFT FRÖHLICH. ICH GLAUB UNSER ERSTES BABY IST ANGEKOMMEN
UND RUHT BIS ZUM AUFWACHEN IN GESCHÜTZTEN GEFILDEN

~*~*~* EIN BABYLEIN! ~*~*~*

JETZT REGNET ES GERADE DRAUSSEN. EIN GEWITTER, EIN WUNDERSCHÖNES. HEUT
HABE ICH DICH ZUM ERSTENMAL ERFAHREN. ICH SCHWEBE UMHER UND MANCHMAL
BILDE ICH MIR EIN, MIR WÄRE SCHLECHT. HONI MEINT ICH SÄHE WIRKLICH
ANDERS AUS; SO, ALS BEWAEME ICH EIN BABY. WENN ES DRAUSSEN BLITZT
IST ALLES HELL, BLAU. ABER ICH HABE KEINE ANGST. AUCH NICHT, DASS DIR
IRGENDWAS ZUSTÖSST, DADURCH, DASS ICH MIT MIR ETWAS FALSCH MACHE.
ES WIRD SCHÖN EIN LIEBES, SCHÖNES KINDLEIN AUS DIR WERDEN, POPPELEIN.

ENDE AUGUST

ES GIBT ZEITEN, WO ICH MICH WAHNSINNIC AUF DICH FREUE, ANDRE, WO ICH
GAR NICHT AN DICH DENKE; UND WIEDER ANRE, WO ICH ANGST VOR DEINEM
DA-SEIN HABE. ~ GESTERN HABE ICH EIN BUCH ÜBER DIE ENTSTEHUNG VON
BABIES ANGESCHAUT. IRGENDWIE IST ES KOMISCH SO WISSENSCHAFTLICHE
ERKLÄRUNGEN ZU LESEN. ~ WIR HABEN'S NOCH GAR NICHT ALLEN BE-
SAGT, DASS DU KOMMST, ABER DIE HOCHSTEN WERDEN'S SPÜREN, AHNEN.

WENN ES GUT IST, DASS DIE MENSCHEN SICH VERMEHREN, IST AUCH EIN GRUND
DAFÜR DA. WIR SIND DOCH NICHT NUR DES HÖCHSTEN SPIELZEUG. SO WIE DIE
PFLANZEN SICH VERMEHREN, SO DIE TIERE, SO DIE MENSCHEN. ALLES WÄHRT FORT
UND ENTWICKELT SICH EWIG VERJÜNGEND BIS ZUM ZIEL.

DU BIST 7 WOCHEN ALT. ~ ICH WAR GESTERN BEIM ARZT UND ER BEHAUPTETE: « DAS
KANN ICH IHNEN GAR NICHT SICHER SAGEN, OB SIE SCHWANGER SIND DA BIN ICH
NICHT UNBEDINGT ÜBERZEUGT DAVON. KOMMEN SIE IN 14 TAGEN
WIEDER. AUF WIEDER SEHEN. EINEN KRANKEN SCHEIN BRAUCH
ICH AUF ALLE FÄLLE. » ABER ICH WEISS: DU BIST 7 WOCHEN ALT.



16. JANUAR 1973

VIEL, VIEL ZEIT IST INZWISCHEN VERKONNEN UND UNZÄHLIGE
DINGE SIND GESCHEHEN. DU WÄCHST HERKLICH UND STRAMPELST
SCHON SEIT ZWELF MONATEN. DIE ERSTENMALE WAR ES NUR EIN ZACHAFTES
POCHEN AN DIE WÄNDE DEINES HEIMES. JETZT SIEHMAN SCHON MANCHMAL
WIE SICH MEINE BAUCHDECKE BEWEGT. ES IST OFT SCHWINDELGERREGEND
BEGLÜCKEND, WENN ICH DICH SO SPÜRE.

3. APRIL 1973

NOCH 15 TAGE MÜSSTE ICH WARTEN, WENN DU AN DEM AUSGERECHNETEN
TERMIN AUF DIE WELT KOMMEN WÜRDEST.
ICH FREU MICH IRRSINNIC AUF DEN AUGENBLICK, WO DU RICHTIG, SICHT-
BAR, SPÜRBAR BEI UNS BIST. SO WIE WEIHNACHTEN ERWARTE ICH, WENN MEIN
KÖRPER DEINE ANKUNFT ANKÜNDIGT, DEINE GEBURT, DIE MÜHE UND BE-
SCHÖPFUNG. ICH ERSEHE DIESE FREUDE UNBEKANNTE WELT. ~ BIS JETZT
HABE ICH KEIN EINZIGES MAL ANGST DAVOR GEHABT, VOR DEN SCHMERZEN. NUR
ANGST, DIR KÖNNTE ETWAS PASSIEREN; DASS DU STERBEN MUSST, ODER KRANK
BIST DURCH IRGEND EIN MISSLICHES GEIGNIS. ICH GLAUB ABER DOCH NICHT.
SO VIELE MENSCHEN BETEN FÜR ALFONS, DICH UND MICH, DASS SCHON ALLES
GUT GEHEN WIRD.

AM 29. MAI 1973:

TIM'S GEISTIGER
BRUDER
FLORIAN ANSELM
KOMMT AUF DIE
WELT.



6. APRIL 1973

JETZT BIST DU DA. THOTHEUS FIDELIS.
ES IST SO WUNDERBAR, WIE RICHTIG
ALLES VERLAUFEN IST. VOR EIN PAAR TAGEN
BEGANNST DU MIR EIN BISSCHEN UNBEWÜTTLICH
ZU WERDEN. DER WUNSCH, DUMÖCHTEST GANZ
LEBENDIG UND SICHTBAR BEI UNS SEIN, WURDE
IMMER STÄRKER. JETZT BIST DU DA, DU ALLERLIEBSTES MENSCHLEIN!

Doch noch einmal zurück zum Sommer und Herbst 71: Wir, die wir außer uns selbst, unseren Vorstellungen und Plänen wenig Sicherheiten bieten konnten, bekamen für die Finanzierung unserer elektrotechnischen Musikanlage einen größeren Kredit von einer Bank. Wir bereiteten *unser erstes Konzert* vor, das fast zusammenfiel mit dem ersten Erscheinen *unserer Zeitschrift FAMILY PRESS*, die wir bei Auftritten und in persönlichen Kontakten sowie über alternative Pressevertriebe unter die Leute brachten. Wir druckten unsere Konzertplakate selbst im Siebdruckverfahren, fuhren bei Nacht und Nebel in die Städte und Dörfer (nicht nur vor dem ersten, auch bei vielen späteren Konzerten) und beklebten Bäume und Zäune, Plakatwände und Litfaßsäulen mit unseren Vorankündigungen. Wir verteilten Handzettel und Flugblätter, wir schrieben an Freunde und Bekannte aus nah und fern. Am 20. November 71 war es soweit: Fast tausend Menschen, meist Jugendliche, drängten sich in den Redoutensaal in Erlangen, sie alle warteten auf den ersten Auftritt der LORD'S FAMILY. Zu zwölf agierten wir auf der Bühne, einer am Mischpult. Mit Überzeugung und auch einem guten Teil nervöser Spannung sangen und spielten wir unsere eigenen Texte, unsere selbstkomponierten Lieder, zeigten wir unseren ersten selbstgedrehten Film in Super-8. Doch das Echo war zwiespältig: Die einen waren betroffen, begeistert, geradezu ergriffen, andere übten Kritik: Die Musik war ihnen noch nicht perfekt genug, die Texte zu pathetisch, das Auftreten zu unsicher.

Bis zum Sommer 73 spielten wir viele Konzerte in deutschen Groß- und Kleinstädten von Berlin bis Heidelberg, in Universitäten, Gemeindesälen, Kirchen, Clubs und unter freiem Himmel – was sich in Erlangen bereits angedeutet hatte, setzte sich auf allen Tournees fort: Bei Gagen von null bis 1400 DM stießen wir meist auf Solidarität und Kritik, auf Zustimmung und Ablehnung zugleich. Es ist müßig, sich darüber Gedanken zu machen, wenn man die Musik nicht kennt. Fest steht jedoch, daß das, was für die einen meditativ, für die anderen egozentrisch war, was für die einen originell in Komposition und Instrumentierung, für die andern fremd und

undurchsichtig geklungen hat. Wir waren selbst oft geteilter Meinung über die geistigen Grundlagen und die bestmögliche Ausprägung unserer Musik.

Pop-Experiment im Werkraum

Lords Family gaben einige Kostproben vor voller Szene

Anfang Dezember 1972 brach für die Londoner Pop-Insider eine Welt zusammen. Grund: Unter den besten Langspielplatten des Monats befand sich »Wolf City« der Münchener Gruppe Amon Düül II. Doch es kam noch anders. Aus jeder Boutique, jeder Diskothek, jedem Schallplattenladen der englischen Hauptstadt klang der einstmals so verlachte Teutonen-Rock. Die Engländer hatten die deutsche Popmusik entdeckt, »Germany's music is in«, verkündeten die Fachgazetten der Insel, 1973 dürfte eine Invasion der meisten deutschen Musikmacher bringen.

Doch diesem Ereignis ging harte Arbeit voraus. Und wenn »Amon Düül II« derzeit durch Frankreich touren und »Can« am 10. Februar eine Gastspielreise durch Großbritannien beginnt, so beweist es nicht zuletzt den Standard der deutschen Popmusik. Daß jedoch nicht alles von gleicher Qualität ist, was aus deutschen Landen frisch auf den Tisch kommt, erwies sich am Freitagabend in den Ausstellungsräumen des Ingolstädter Stadttheaters.

»Lords Family«, gegründet in einer Zeit, als die Räucherstäbchen Hochsaison hatten und die Freaks langsam von LSD zu Kokain wechselten, haben es in kurzer Zeit zu großer Popularität gebracht. Das dürfte jedoch mehr auf die Art ihres Zusammenlebens als auf ihre Musik zurückgehen. Die nämlich ist ausgesprochen langweilig, ohne Biß und von den Solisten her gesehen ohne musikalische Potenz.

Es reicht heute nicht mehr, mit der Sitar am Boden zu sitzen und angeturnte Stimmung zu verbreiten. Entweder man bezieht das Publikum mit in die Darbietung ein, strebt die totale Kommunikation an oder begeistert allein durch die musikalische Leistung. Von diesen allgemein gültigen Konzepten halten Lords Family scheinbar recht wenig. Sie haben ihren eigenen Stil entwickelt, der sich vielleicht zwischen »Quintessence« und »Man« taxieren läßt. Eigener Stil ist jedoch nicht immer mit Qualität gleichzusetzen. Das ist im Falle von »Lords Family« recht schade, denn mit ihrer Instrumentierung und ihrer personellen Zusammensetzung könnte man einen recht farbigen Klangteppich zaubern. Doch statt zu verzaubern wurde entzaubert. Es ist unsagbar schwer, innerhalb der aufgeblähten Musikszene eine kleine Nische zu finden, auf der man sich musikalisch weiterentwickeln könnte.

»Lords Family« stehen erst am Anfang ihrer Entwicklung. Sie haben Zeit, sie leiden nicht unter Erfolgszwang und sind als Gemeinschaft gefestigt. Ein Umstand, der in der Popmusik nicht einmal mit »Goldenen Schallplatten« aufzuwiegen ist. Ihre Art zu leben und alle daraus resultierenden Vorteile werden sicherlich dazu beitragen, daß die in Beilngries wohnende Gruppe in nächster Zeit noch einiges zulegen kann.

HORST BORK

Volkslieder und Blues-Rock

„Lord's Family“, Kommune aus dem Beilngrieser Wald

„Fluchtpunkt Liebe“ — unter diesem Titel strahlte der Bayerische Rundfunk am zweiten Feiertag eine Stunde lang Musik und Texte der „Lord's Family“ aus. „Lord's Family“, die Kreativ-Kommune, die in einem gemieteten alten Jagdschloßchen mitten im Wald bei Beilngries lebt, ist die bemerkenswerteste neue Gruppe dieses Jahres gewesen. Kurz vor den Feiertagen gab sie im Nürnberger Caritas-Pirckheimer-Haus ein Weihnachtskonzert. Es wurde ein richtiges Subkultur-Fest

„Lord's Family“ ist eine vielseitige Band. Sie spielt bayerische Volkslieder und Fernöstliches, harten Blues-Rock und lyrische Gemeinschafts-Improvisationen. „Innere Musik“ nennt die Gruppe ihren Sound: Musik, die aus dem Innersten herauschwingt, die den Hörer unmittelbar teilhaben läßt an den Gefühlen und Gedanken der Musiker. In ihren Improvisationen entfalten die einzelnen Musiker eine einzigartige

Meisterschaft, sie bauen ihre Stücke aus einfachen Grundmustern zu überwältigenden Klanggebäuden auf, sie verstehen sich auf ein sehr fein abgestuftes Spiel von facettenhaftem melodischem Reichtum. Die nonverbale Kommunikation der einzelnen Musiker untereinander bezieht auch den einzelnen Zuhörer in ihr feines Geflecht ein, zwingt ihn zum aktiven Zuhören.

Am meisten hat beeindruckt, wie die „Lord's Family“ selbst die feinsten spieltechnischen Nuancen in die Improvisation einbaut; es hört sich fast so an, als hätten zwei oder drei Musiker gleichzeitig denselben Einfall, der das Klangmosaik um eine Schattierung farbiger macht. Und die äußere Form der Musik wechselt dauernd, weil sie nahezu vollkommen von der Band beherrscht wird. Der Inhalt bestimmt die Form, nicht umgekehrt. Man wird im nächsten Jahr von dieser Gruppe noch viel hören. -ky

Einmal verschlossen sich die 6 Musiker der Familie für drei Tage in einem Zimmer des Hauses, um sich eben darüber zu verständigen. Mit Tonbandgerät und Filzschreiber protokollierten wir alles, was in diesen drei Tagen und Nächten gesprochen oder gespielt wurde, jeder Ton dieser ›Klausur‹ wurde festgehalten. Am Ende fanden wir alle zusammen, im ganzen Haus wurde eine Nacht lang musiziert und gefeiert.

Die andere Wirklichkeit

In der Festlichkeit und in der grauen Alltäglichkeit, in Stunden des gemeinsamen Glücks und in Stunden der Verlassenheit, in Freude und in Enttäuschung fanden wir jene andere Wirklichkeit, die wir gesucht hatten. In wenigen Gedanken sei hier skizziert, was sich in vielfältiger Weise auch anderswo erfahren läßt: Überall dort, wo Menschen etwas Wesentliches miteinander teilen oder wo sie alleine einen Moment innehalten, um sich ihrer selbst, ihres Aufgehobenseins im Kosmos und ihres Bedrohtseins durch das Chaos bewußt zu werden. Die größere Wirklichkeit wird spürbar, wo der einzelne erfährt, daß sich an ihm selbst der Sinn seines Suchens vollzieht. Das Medium dafür kann die Begegnung mit dem Mitmenschen, mit der Natur, mit einem Lied, vielleicht auch mit einem Buch sein. Sich selbst im Andern zu begegnen — dem Andern in sich selbst zu begegnen, ist eine Erfahrung, die verwandelt, ist eine Veränderung, die oft unvermittelt und plötzlich geschieht, die ergreift und nicht begriffen werden kann. Manche nennen es Zufall, manche Gnade.

Zufällige Bekanntschaften und zufällige Interessengemeinsamkeiten ließen auch unsere Gemeinschaft entstehen: Im nachhinein hat sich die gesamte Entwicklung als etwas völlig Unzufälliges, beinahe Gesetzmäßiges erwiesen, als das Produkt einer ordnenden Konstellation.

Ernesto Cardenal, der bekannte lateinamerikanische Dichter und Mönch, Begründer einer christlichen Kommune, die in beispielhafter Armut mitten unter indianischen Bauern lebt, hat in seinem ›Buch der Liebe‹ geschrieben: »In den Augen aller Menschen wohnt eine unstillbare Sehnsucht, der gleiche unendliche Durst. Dieser Durst ist die Liebe zu Gott.« Und genau diese gemeinsame Sehnsucht, glaube ich, war von Anfang an die Wurzel unseres Zusammenlebens, die Triebkraft all unserer Unternehmungen, uneingestanden, unbewußt oder sogar verleugnet, mehr geahnt als klar gesehen. Schon als wir unserer Gruppe den Namen LORD'S FAMILY (Familie des Herrn) gaben, geschah das aus einer Sicherheit und Selbst-

verständlichkeit heraus, die mir heute noch manchmal ungreiflich erscheint. Warum ausgerechnet LORD'S FAMILY? Darauf gibt es zunächst eine einfache Antwort: Wir haben diesen Namen gewählt aus der Quintessenz unserer damaligen Erfahrungen heraus, aus der Grundstimmung all unserer Gefühle, Träume und Wünsche, nämlich aus der Sehnsucht und Hoffnung, Kinder Gottes zu sein.

Und doch genügt diese Antwort nicht. Sie trifft zwar genau die Art unserer religiösen Urerfahrung, bedarf jedoch einer Erklärung, da wir bekanntlich in einer Zeit leben, in der Begriffe wie Gott entweder ausgeklammert und peinlich vermieden oder aber in ständiger zwanghafter Wiederholung eine gefährliche Inflation erfahren (vgl. Teile der sogenannten »religiösen Welle«); unbekümmert werden die gewaltigsten Worte ausgesprochen wie der Name eines neuen Waschmittels oder einer neuen Rock'n'-Roll-Band. So mußte auch uns gegenüber Unklarheit darüber bestehen, welchen Stellenwert ein solches Wort »Familie des Herrn« hat, wie ernst es zu nehmen ist, wie ernst es von uns genommen wird.

Unsere *religiöse Erfahrung* war zunächst einmal eine individuelle: Meine Erfahrung des ganz Anderen ist zunächst die unmittelbare Kehrseite der Erfahrung meiner selbst. Je tiefer ich mich selbst immer wieder neu kennenlerne in der Begegnung mit der mich umgebenden Welt, desto stärker erlebe ich mich auf geheimnisvolle Weise immer tiefer als erkannt im Gegenüber meiner Freunde, die gleichsam der Spiegel meiner selbst sind, an dem ich mich — bewußt oder unbewußt — ablese und orientiere.

Doch dieser Spiegel kann zum Zerrspiegel werden, da kann Persönlichkeitsunterdrückung des einen durch den andern sein, Nachahmung, bloße Angleichung, wenn nicht etwas anderes Entscheidendes eintritt: Zusammen mit meinem Gegenüber erlebte ich mich in Situationen des gemeinsamen Glücks, aber auch in einem gemeinsamen Leid, als von einem Dritten, von einem Außerhalb und Innerhalb, von einem alles Umgebenden umfassen und gehalten. Dieses Erlebnis, sich als gehalten zu finden, ist passiv, erleidend (nicht untätig oder

nur abwartend). Es ist wie eine besondere Art von Licht, das ein gewohntes Bild von Zeit zu Zeit in einem neuen, verzaubernden Glanz erscheinen läßt. Es ist wie das Empfinden, in einem Spiel der Gespielte, in einem Traum der Geträumte zu sein.

Einer, der sich selbst als geträumt, als gespielt erkennt, hat keinen Grund, sich deshalb unwirklich oder unfrei zu fühlen. Vielmehr findet er sich hineingenommen in einen größeren Zusammenhang, in eine umfassendere Wirklichkeit, seine Freiheit ereignet sich in einem größeren Ganzen. Das Vorläufige wird durchsichtig. An die Stelle des unbewußten Sich-Treiben-Lassens kann das Bewußtsein treten vom aktiven Sich-Getragen-Wissen.

Von manchen wurde uns entgegengehalten, ein solches Urvertrauen habe doch keine realistische Grundlage; angesichts einer grausamen und harten Lebensrealität müsse man sein Leben absichern, mit seinen Sorgen fertig werden, man müsse das Leben bewältigen. Abgesehen davon, daß Urvertrauen und aktive Lebensgestaltung einander keineswegs ausschließen, ist es sicher richtig, daß jeder selbst lösen muß, was ihm als Aufgabe gestellt wird. Auch eine Gemeinschaft kann letzten Endes nur Hilfestellung leisten, gehen muß jeder selbst, Schritt für Schritt. Eine Gemeinschaft, die die Freiheit des einzelnen erhalten und fördern will, kann überhaupt nur handlungsfähig bleiben, wenn ihre Mitglieder selbständig sind; wenn jeder zunächst in sich selbst steht, kann die Gruppe auch persönliche Krisen einzelner auffangen und überwinden helfen, wenn von vornherein nur einer an den anderen angelehnt ist — »mit dem Rücken zueinander, mit dem Messer nach außen« —, hält sie einer größeren Belastung nicht stand und fällt zusammen wie ein Kartenhaus.

Wo aber liegt die Quelle für Bestand und Sicherheit, wenn nicht in harter Auseinandersetzung mit der Umwelt, wenn nicht im schützenden Miteinander? Jedenfalls auch nicht in der materiellen Sicherheit alleine, wie es heute zuweilen den Anschein hat. Versicherungen sind das große Geschäft unserer Zeit — und was kann man heute nicht alles versichern: Haus-

rat, Auto, Vermögen, das eigene Leben sogar. Nichts gegen eine verantwortungsvoll planende Lebensführung, doch daß im finanziellen Wohlstand, im gehobenen Lebensstandard schon Sinn und existentielle Befriedigung enthalten ist, konnten wir bisher nicht erfahren. Eben weil Wirklichkeit mehr ist als nur das, was sich instrumentell oder materialistisch mit Händen greifen läßt, liegt unsere Sicherheit nicht im Standard des Habens, sondern im Standard des Gehabtseins. Sich geliebt wissen von Mitmenschen, sich gehalten wissen in der Hand dessen, der die ganze Welt hält und erhält, verändert und zu Ende führt, das zu spüren erfüllte uns mit Vertrauen, denn selbst die eigene Einsicht, die Fähigkeit zu sehen, zu urteilen und richtig zu entscheiden erweist sich als unverlässlich. Die andere Wirklichkeit, von der hier die Rede ist, ist keine intellektuelle, theoretische oder bloß symbolische Größe, sie ist erfahrbare Wirksamkeit.

»Man sagt dir, du bist gespalten in eine Scheinwelt, die zwar sehr schön wäre, aber unwirklich ist, und in eine reale Welt. Du lernst den Unterschied zwischen Wahrheit und Wirklichkeit. Ein Unterschied, der nicht sein muß, der erst entstanden ist.« So schrieb Michael in FAMILY PRESS Nr. 2.

Wirklich — das ist für die meisten Menschen nur das, was sie sehen und hören, nur das, wessen sie habhaft werden können; wirklich ist die Welt, »so wie sie ist«. Und obendrein wird schon beim Sehen und Hören, bei der gesamten Wahrnehmung unbewußt das herausgefiltert, was man nicht wahrnehmen will oder kann. Es wird nur das bewußt aufgenommen, was paßt, Unangenehmes wird verdrängt. Aber selbst wer alles in sich einläßt, das Positive wie das Negative, das Angenehme wie das Unangenehme, wer sich »keine Illusionen macht«, wie es die moderne wissenschaftliche Objektivität propagiert, sieht doch nur einen Teil, nur eine Dimension und unterliegt der neuen Illusion, in dieser Dimension sei alles enthalten, weil sie ihm zugänglich ist.

Wirklichkeit, wie wir sie überhaupt erfassen können, ist nie ein Ein-für-alles-Mal, sondern ein Kosmos unzähliger Möglichkeiten der Variation und Wandlung und tiefer eigener

Wir feiern das Winterfest

Träume in Wärme und Geborgenheit. Freunde begegnen einander im Festgewand. Wir legen ein Scheit ins Feuer und spüren, wie sich der Raum füllt. Jeder wartet und nimmt auf. Die Zeit rückt näher, da sich der Himmel öffnen wird und unsere Sehnsucht neue Kraft, stärkende Nahrung bekommt. Nicht wirklich — zart und zerbrechlich, wie Blumen am gefrorenen Fenster, doch Edelsteinen gleich.

Nicht nehmen — nur sehen und in Freundschaft und Gleichheit weiterreichen.

Die Worte werden Erzählungen im Kreise der Gezeichneten. Der Bund und sein geheimnisvoller Auftrag bringt stets, ja immer wieder die neue, verschlüsselte Losung. Nur der Eingeweihte, der irgendwann einmal von der Quelle trank, vermag zusammen mit seinen Brüdern seinen Weg zu gehen. Die Kraft ist nur dem gegeben, der zur Mitte geht. Stell dir dein Leben . . .

(Michael, November 72)



Seinsschichten, ein Zusammenfallen und Auffächern von Vergangenheit und Zukunft.

»Die letzte Macht im Universum wie im Menschen überschreitet sowohl die Sphäre des Bewußtseins als auch die der Sinne« (Erich Fromm in: Die Kunst des Liebens). Der Vorwurf der Weltfremdheit, der uns immer wieder gemacht wurde, er traf uns deshalb nur zum Teil, denn sind nicht die Träume und Gebete eines Menschen womöglich mehr Wirklichkeit als der Boden, auf dem wir stehen? Wer sich vom Zauber der Phantasie erfassen läßt, von den Liedern und Bildern, vom Unbekannten, der wird freilich in eine andere Welt entführt werden. Er wird »der Welt abhanden kommen«, wie es Friedrich Rückert in einem Gedicht sagt; er wird sie zugleich verstehen und durchschauen lernen.

Die Provokation der heute sichtbaren Wirklichkeit, im Sozialen, im Politischen wie im Wirtschaftlichen ist nur die eine Seite. Nicht nur das ist wahr, was dominiert, nicht nur das real, was herrscht: Das Lied des fahrenden Sängers ist nicht weniger wirklich als das Schwert des Henkers, das ihn enthauptet. Wir haben im Schlüssel, so glaube ich, die Welt, »so wie sie ist«, durchaus nicht verkannt, wenn wir auch nach innen schauten, gelegentlich die Stille suchten und uns an der Reinheit eines blühenden Strauches freuten. Wer nie still ist, wird nur plappern, aber nichts zu erzählen haben; wer nie allein ist, wird auch für die Geselligkeit wenig Sinnvolles beitragen können; wer stets nach außen drängt, sich nie auf seine Mitte besinnt, wird den andern nicht erreichen. Aktion ohne Meditation ist eine leere Hülse, ein gefährliches Phantom.

Die Frage, die uns immer wieder gestellt wurde, lautet: Wenn ihr euer Zusammenleben unter den Namen LORD'S FAMILY stellt, wenn ihr euch als religiös orientierte Gruppe versteht, warum organisiert und gestaltet ihr eure Gruppe dann nicht im Rahmen einer Kirche? *Welche Beziehung habt ihr überhaupt zu Kirchen?*

Ich will versuchen, darauf eine Antwort zu geben, da wir bis heute zu den Kirchen eine gewisse Distanz des Verstehens

bewahrt haben, auch nach der Teilung der Gruppe. Die Antwort, die ich gebe, fällt wohl etwas plakativ und thesenhaft aus, doch möge sie ernstgenommen werden nicht als theologisches Konstrukt, sondern als Ergebnis jahrelanger, zum Teil sehr intensiver Auseinandersetzungen und Zusammenarbeit unserer Familie vor allem mit den beiden großen Kirchen.

Wir haben gute Kontakte zu Menschen, die ihr Tun in den Dienst einer Kirche gestellt haben, vom Stud. theol. bis zum kirchlichen Würdenträger; mit manchen sind wir sogar befreundet. Doch wir wurden kein integrierter Bestandteil irgendeiner kirchlichen Organisation. Wir befaßten uns in der FAMILY (und heute auch) mit theologischen Fragen (oft ohne es zu wissen), in unseren selbstgezimmerten Regalen standen Bücher der christlichen und der fernöstlichen Religionen, aber wir hatten kein an irgendeiner Kirche orientiertes Bekenntnis, auf das wir uns geeinigt hätten. Wir waren ohne Guru und ohne Hierarchie und auch die Hinwendung einiger Mitglieder der Gruppe zur Jesusbewegung der letzten Jahre vollzog sich erst in den letzten Monaten unseres Zusammenlebens, meist synchron mit der Loslösung von der Gruppe. Doch hat uns schon immer das Buch der Bücher, die Bibel, am meisten beschäftigt:

Quelle unserer religiösen Erfahrung war für uns zunächst die intensive und wache Begegnung mit der Natur, den Mitmenschen und dann mit dem Neuen Testament. Auch psychodelische Erfahrungen haben auf diesem Weg zeitweilig eine Rolle gespielt. Es ging uns nicht um die Artikulation eines engen konfessionellen Bekenntnisses, nicht um ein wie immer geartetes Dogma. Es ging um gelebte Spiritualität, realisiert in einer gemeinschaftlichen Lebensform. Dieses Streben nach einem Leben aus dem Geist heraus, das uns auch heute noch, in der »Diaspora«, treibt und bewegt, steht im Gegensatz zu den Grundprinzipien der modernen technokratischen Gesellschaft: einseitiger Rationalismus, blinder Wissenschafts- und Fortschrittsglaube, Expertentum, totale Verwaltung und Programmierung der Individuen.

Es steht aber auch im Gegensatz zu einer säkularisierten Theo-



logie, zu einer Religion in modischer Verpackung, zur Plastikkirche, die sich ihres eigenen Wesens begibt, wenn sie ihr Hauptthema, das Heil der Menschheit und die Erlösung des konkreten Menschen, reduziert auf eine bloße Politik der Anpassung an eine pluralistische Gesellschaft oder auf die Kritik autoritärer Herrschaftsstrukturen. Die Organisation der großen Kirchen selbst gleicht immer mehr einem Partei- oder Unternehmensapparat: Da gibt es Gremien, Konferenzen, Gemeinde- und sonstige Räte, Ausschüsse, Vertretungen, Ämter und Kanzleien; da wird debattiert, verwaltet, geplant und reformiert. Das alles mag zum Geschäft gehören, aber es hat nur zu oft den Anschein, als ob sich modernes Christentum darin erschöpfend kundtut. Wo bleiben die authentischen Repräsentanten einer tiefen religiösen Erfahrung, wo bleibt die Tradition einer mystischen Weltsicht, wo sind

franziskanische Beispiele einer Christusbefolgung hier und jetzt und ohne Kompromisse? Es gibt sie noch, gewiß, man denke etwa an *Ernesto Cardenal*, an *Dom Helder Camara* oder auch an eine einfache Ordensschwester, die in Demut und Frömmigkeit dient. Doch sind sie nicht entweder Zeugen eines »unzeitgemäßen« Glaubens oder aber Aushängeschilder in leeren Schaufenstern geworden, Alibi einer spirituell verarmten Institution, belächelt, übersehene oder sogar peinliche Anachronismen für eine aufgeklärte Theologie?

Uns ging und geht es nicht um Stellungnahme pro und contra Reformen in einer Diskussion um religiösen Komfort. Uns ging es um die Verlebendigung und Verwirklichung dessen, was der Kern der christlichen Botschaft ist: Sinngebung des persönlichen Schicksals meiner selbst und des kosmischen Schicksals der Welt von der Schöpfung bis zum Eschaton durch den offenbarten, erfahrenen und mitgeteilten Glauben an die evangelische Liebe; auch wenn wir immer wieder in die Irre gingen, umkehren mußten, neu anfangen mußten, Fehler machten, uns selbst und alles um uns in Zweifel zogen, so haben wir doch diese Grundrichtung behalten.

In dem Maße, in dem die Kirche diese ihre zentrale Botschaft in jeder Gesellschaft und zu jeder Zeit klar und unmißverständlich thematisiert, mehr noch: lebt, wird sie auch dem modernen Menschen und erst recht dem jungen Menschen etwas zu sagen haben; wenn sie es nicht tut, wird sie zu einem Palast ohne König, zu einer Institution ohne Sinn.

Trotzdem: Wir nahmen mitgestaltend an einer Studienwoche der Hochschulgemeinden Münchens teil, wir spielten in Kirchen, wir arbeiteten mit kirchlichen Jugendzentren zusammen (z. B. mit dem Caritas-Pirckheimer-Haus Nürnberg), um nur einiges aufzuzählen. Liegt darin nicht ein Widerspruch: auf der einen Seite Betonung der Eigenständigkeit gegenüber den Kirchen, auf der anderen Seite Kooperation mit einzelnen kirchlichen Gruppen? Wir hielten es nicht für unsere Aufgabe, in Absetzung und Kritik zu erstarren, sondern im Täglichen und Konkreten, im »feeling together« mit allen zusammenzuarbeiten, die guten Willens sind. Die differenzie-

rende Stellungnahme um der Deutlichkeit der Aussage willen ist auch nicht dazu da, Unterschiede und deren Ursachen konstatierend zu verewigen, sondern Möglichkeiten einer Grenzüberschreitung auszuloten, hin zum jeweils anderen. Ich meine außerdem, daß es besser ist, erneuernde Impulse in der Kirche fruchtbar zu machen als nur von außen zu beklagen, was sich nicht ändern läßt.

Verwandtschaft

Wie es sich für eine große Familie gehört, wurden wir getragen von (geistiger) Verwandtschaft. Gäste aus nah und fern, so entdeckten wir, lebten mit uns mit. Grüne Kräfte wirken überall. In den Kirchen ebenso wie in den Scene-Lokalen, den Katakomben der Städte, in manchen Drogenhilfeorganisationen ebenso wie in Schweizer Bergkommunen, in alten Büchern ebenso wie in neuen Alternativzeitungen. Bei vielen jungen und älteren Menschen, die gleich uns ihre Selbstverwirklichung als Geschöpf und Ebenbild Gottes suchten, fanden wir Bestätigung und Hilfe — oft ohne daß es im Augenblick des Kennenlernens schon bewußt wurde. In vielen Städten Deutschlands lernten wir Schalom-Gruppen, Kommunen, Musikgruppen und Studentengemeinden kennen, die wie wir unterwegs waren. Auf Tournee waren wir bei ihnen zu Gast (oder soll ich sagen zu Hause). Auch Priester, Architekten, Lehrer oder Professoren boten uns Herberge, Rat und neue Anregungen, so daß wir selbst in schweren Zeiten nie ganz allein waren. Freilich war uns das Gespräch mit dem Journalisten oder dem Arzt nicht wichtiger als der Dialog mit dem Tramper, jede Begegnung war wichtig, jedes Wort enthielt Botschaft. Wir lernten voneinander — entscheidend waren nicht Alter, berufliche Stellung oder Bildung, entscheidend war das ›feeling‹, die Offenheit, der ›swing‹, das Feuer, das an den Augen zu erkennen war.

Doch auch in der Konfrontation mit Kritikern und Gegnern lag Gewinn, und es waren nicht wenige, die uns ihre Skepsis

nahebrachten. Auch sie beeinflussten unsere Lebensform, denn Gemeinschaft entsteht nicht durch gleiche Meinung, sondern durch Austausch und Verwandlung: Das Trennende zu erkennen und zu verwandeln, das Leid — vielleicht gerade das Scheitern einer persönlichen Beziehung — gelegentlich als in sein Gegenteil verkehrt zu erfahren, Signale der Versöhnung entdecken und Brücken von der Relativität dieser ganzen Welt und unserer selbst hinüber zur Vaterschaft des absoluten Einen, dessen Kinder wir alle sind, bedeutet dies nicht, daß am Ende des Weges weder die Einsamkeit steht noch die Gemeinsamkeit, sondern die Auflösung der Gegensätze überhaupt, der Sinn des Paradoxen schlechthin, die *Einheit!*

Sich selbst aufgeben, sich hingeben aus Liebe kann nur der, der sich gefunden hat; wo der Ursprung und das Ziel des Lebens ist, dort gibt es auch die tiefe Vereinigung mit dem Bruder, unterhalb der Individualität der Erscheinungen. Das mag ein wenig mystisch klingen, ein wenig allzu ideal gedacht, und ist doch mehr als ein Gedanke, es ist eine in der Ekstase und in der Versunkenheit aufblitzende Ahnung.

Beschenkt sein

Die Entdeckung geistiger Verwandtschaft mit anderen ist ein ebenso beglückendes Erlebnis wie das erste Anhören eines unbekanntem und doch seltsam vertraut klingenden Liedes. Es ist ein Geschenk, ebenso wie das Möbelstück, das uns ein Dorfbewohner vermachte oder wie das Auto voll Lebensmittel, das ein schon fast vergessener Freund mitbrachte.

Seit wir im Schlössel wohnten, bemerkten wir, daß sich eigentlich nicht Wertvolles verdienen läßt. Ein ehrliches Bemühen mag Voraussetzung für Erfolg sein, niemals aber Garantie für das Wesentliche, das einem unverdient zufällt. Der Zeitgeist freilich spricht dagegen: Der moderne Mensch läßt sich nichts schenken, es ist ihm peinlich, weil es ihn in seiner Not und Bedürftigkeit anspricht: Was ich brauche, kann ich mir selbst leisten. Wer etwas leistet, fordert sein Recht. Er erhebt An-

(Aus dem Schlüssel-Tagebuch)

Donnerstag, 18. Febr. 72

... heute gibt's wieder eine Donnerstagsgeschichte von mir:
Der König der Liebe beschloß, allen seinen Untertanen alles zu schenken, was er besaß.

So sprach er zu ihnen: »Kommt alle her, meine Lieben, reinigt eure Hände, werft weg alles, was ihr in Händen haltet, damit ihr mein Geschenk wirklich nehmen könnt!«

Es waren einige unter dem Volke, die wollten nicht von sich wegwerfen, was sie schon besaßen. Sie sprachen: »Was weiß ich denn, ob ich wiederbekomme, was ich schon habe. So behalte ich doch lieber, was ich habe.«

Die aber reinen Herzens und ohne Mißtrauen waren, taten lächelnd, doch wohl schweren Herzens, wie ihnen geraten worden war.

Da sprach der Herr der Gabe weiter zu ihnen: »Kommt näher, ihr Treuen, leeret euren Geist aus, befreiet euch von schlechten und guten Gedanken, die ihr denkt, damit ich euch den Geist mit Liebe füllen kann!«

Die den Herrn verstanden, taten es schwermütig und mit bangem Herzen, doch auf den Stab des Vertrauens gestützt. Viele aber dachten bei sich: »Soll ich nicht mehr Herr meiner Gedanken sein dürfen? Bin ich doch mein Geist!«

Nun sprach der König weiter, und seine Stimme war leise, und nur wenige bemühten sich noch, sie zu hören: »Nun, meine Geliebten, höret, was weiter geschehen muß. Mein Geschenk bin ich selbst. Ja, ich schenke mich selbst. Ich vergehe vor Liebe zu euch, ich bin die Liebe, die ihr liebt. Befreiet eure Herzen von aller Last der Liebe zu den Dingen eures Lebens. Diese Dinge sind schwer und haften auf dem irdischen Grunde. Deshalb halten sie euer Herz in Schwermut und Trauer fest. Löst von euch die Liebe zu den Dingen, die Schwere haben, so wird euer Herz leichter als eine Feder. Sodann will ich es mit meiner Gabe füllen, die es nimmer verlassen wird.«

Da freuten sich alle, die der Stimme gelauscht hatten, denn sie wußten, daß alles, was sie vorher getan, recht und gut war. Sie begannen mit ihren Herzen, die leichter als Federn waren, durch die Welt zu fliegen und von allem leicht zu kosten, wie ein Schmetterling, der die Tausenden von süßen Blumen besucht, dabei aber nie bei einer verweilt, um sie als sein Eigentum mehr zu lieben als andere.

Und sie waren keine Untertanen mehr, keine Knechte der kleinen eifersüchtigen »Lieben«, die sie gelebt hatten. Sie waren selbst Könige, die ihre Geschenke schenken wollten, da sie wußten, daß schenken können das größte Geschenk ist, das einzige eines Königs würdig.

Eberhard



(Aus dem Schlüssel-Tagebuch)

Donnerstag, 18. Febr. 72

... heute gibt's wieder eine Donnerstagsgeschichte von mir:
Der König der Liebe beschloß, allen seinen Untertanen alles zu schenken, was er besaß.

So sprach er zu ihnen: »Kommt alle her, meine Lieben, reinigt eure Hände, werft weg alles, was ihr in Händen haltet, damit ihr mein Geschenk wirklich nehmen könnt!«

Es waren einige unter dem Volke, die wollten nicht von sich wegwerfen, was sie schon besaßen. Sie sprachen: »Was weiß ich denn, ob ich wiederbekomme, was ich schon habe. So behalte ich doch lieber, was ich habe.«

Die aber reinen Herzens und ohne Mißtrauen waren, taten lächelnd, doch wohl schweren Herzens, wie ihnen geraten worden war.

Da sprach der Herr der Gabe weiter zu ihnen: »Kommt näher, ihr Treuen, leeret euren Geist aus, befreiet euch von schlechten und guten Gedanken, die ihr denkt, damit ich euch den Geist mit Liebe füllen kann!«

Die den Herrn verstanden, taten es schwermütig und mit bangem Herzen, doch auf den Stab des Vertrauens gestützt. Viele aber dachten bei sich: »Soll ich nicht mehr Herr meiner Gedanken sein dürfen? Bin ich doch mein Geist!«

Nun sprach der König weiter, und seine Stimme war leise, und nur wenige bemühten sich noch, sie zu hören: »Nun, meine Geliebten, höret, was weiter geschehen muß. Mein Geschenk bin ich selbst. Ja, ich schenke mich selbst. Ich vergehe vor Liebe zu euch, ich bin die Liebe, die ihr liebt. Befreiet eure Herzen von aller Last der Liebe zu den Dingen eures Lebens. Diese Dinge sind schwer und haften auf dem irdischen Grunde. Deshalb halten sie euer Herz in Schwermut und Trauer fest. Löst von euch die Liebe zu den Dingen, die Schwere haben, so wird euer Herz leichter als eine Feder. Sodann will ich es mit meiner Gabe füllen, die es nimmer verlassen wird.«

Da freuten sich alle, die der Stimme gelauscht hatten, denn sie wußten, daß alles, was sie vorher getan, recht und gut war. Sie begannen mit ihren Herzen, die leichter als Federn waren, durch die Welt zu fliegen und von allem leicht zu kosten, wie ein Schmetterling, der die Tausenden von süßen Blumen besucht, dabei aber nie bei einer verweilt, um sie als sein Eigentum mehr zu lieben als andere.

Und sie waren keine Untertanen mehr, keine Knechte der kleinen eifersüchtigen »Lieben«, die sie gelebt hatten. Sie waren selbst Könige, die ihre Geschenke schenken wollten, da sie wußten, daß schenken können das größte Geschenk ist, das einzige eines Königs würdig.

Eberhard



spruch nicht nur auf Urlaubsverlängerung und dreizehntes Monatsgehalt, sondern auch auf höfliche Behandlung, auf zuvorkommenden Service, auf Respekt vor seiner Kaufkraft oder seiner Amtsautorität. Dies alles mag nun wirklich sein gutes Recht sein, es mag ihm zustehen, doch wer nur aus dieser Einstellung lebt, wird selten die wunderbare Erfahrung des Beschenktwerdens machen.

In einer Fernsehsendung wurde einmal gesagt, LORD'S FAMILY lebte hauptsächlich von Geschenken. Das ist natürlich nicht richtig. Wir mußten genauso für unseren Lebensunterhalt arbeiten wie jeder andere auch. Richtig ist aber, daß wir, was uns gegeben wurde, ein nützlicher oder schöner Gegenstand, eine neue Freundschaft, die Sonne durch die Balkontür, das Gelingen eines guten Konzertes oder ein neuer Aufschwung in der Gruppe, als unverdientes Geschenk betrachteten, für das wir dankbar sind. So gesehen, ist es keine Schande, sondern eine Gnade, von Geschenken zu leben; noch mehr aber freuten wir uns, wenn wir selbst andere beschenken konnten.

Probleme in der Gruppe

Natürlich gibt es auf dem Weg einer Gruppe, die eigenen Möglichkeiten zu erkennen und auszuschöpfen, Grenzen zu überwinden, einander zu vertrauen und zu lieben, viele Hindernisse; in der LORD'S FAMILY auch in der Zeit, da wir mit Selbstbewußtsein und Überzeugung unsere Welt aufbauten.

Probleme tauchten auf, die von zwei Seiten angegangen werden mußten: von jedem einzelnen und von der Gemeinschaft. Es gab Tage und Wochen, die Schwierigkeiten, Sorgen und Auseinandersetzungen brachten, Zweifel und Unsicherheiten, Angst. Sie tauchten dort auf, wo sie ein Außenstehender vielleicht am wenigsten vermutete: Jedenfalls waren sexuelle Beziehungen und der tägliche Abwasch in der Küche nicht unsere Hauptprobleme.

Es gab Probleme des Alltags, Interessenskonflikte und echte

kritische Situationen, in denen von allen entschieden werden mußte. Solche, nicht ein für allemal lösbare Probleme waren z. B.: Unsere von Zeit zu Zeit prekäre Finanzlage; die Schwierigkeit, ein reibungsloses Funktionieren des großen Haushaltes ohne striktes Reglement zu erreichen; die Aufteilung einzelner Tätigkeiten auf Familienmitglieder und die immer wieder auftauchende Frage nach der Neuaufnahme weiterer Personen in die Gemeinschaft. Solche Fragen wurden grüppchenweise und im ›Plenum‹ besprochen, sobald sie anstanden. Wir entschieden nie per Abstimmung nach einem Mehrheitsverfahren, sondern versuchten stets, Einstimmigkeit zu erzielen. Das setzte freilich eine gemeinsame Ausgangsbasis aller voraus, einfach ausgedrückt: Den guten Willen, mit allen zusammenzukommen, den andern auch als anders zu akzeptieren, zu verstehen und gegebenenfalls die eigene Auffassung ehrlichen Herzens hintanzusetzen gegenüber dringenderen Bedürfnissen eines anderen. Das erforderte keineswegs, daß man Konflikten aus dem Weg ging, sondern daß man sich selbst nicht wichtiger nahm als das, worum es allen ging. Was das im Konkreten bedeutete, sei an zwei Beispielen kurz skizziert: an der Finanzfrage und an der funktionellen Aufteilung des Haushaltes.

Das Geldproblem

Wie schon erwähnt, haben wir für die Anschaffung unseres musikalischen Handwerkszeuges (Instrumente und Verstärkeranlagen) einen Kredit aufgenommen, zurückzuzahlen in monatlichen Raten. Darüber hinaus waren laufend Steuern und Versicherungen für Kraftfahrzeuge zu entrichten, meist für einen Lkw und zwei Pkw, Krankenversicherungen, Miet-, Strom- und Wasserkosten. Außerdem brauchten wir Geld für den täglichen Haushalt (Lebensmittel etc.), für unerwartete Belastungen (Reparaturen etc.) und im Winter für Heizmaterial. Die einzigen regelmäßigen Einkünfte bestanden aus den relativ niedrigen Studiengeldern der vier Gruppenmitglieder, die in Eichstätt Pädagogik studierten. Alles andere

mußte aus dem Erlös von Konzerten, Funk- und Fernsehproduktionen und Gelegenheitsjobs bestritten werden, da wir ja — mit Ausnahme des Pädagogik-Studiums — bewußt auf die Ausübung »bürgerlicher Berufe« verzichtet hatten, um alle Energien uneingeschränkt auf die Arbeit in der Gruppe, besonders auf die künstlerischen Gestaltungsmittel zu konzentrieren. Zwei von uns verdienten noch etwas Geld durch die Ableistung ihres Ersatzdienstes, mußten jedoch dafür 15 Monate lang täglich ca. 80 km (hin und zurück) auf dem Weg zu ihren Arbeitsplätzen bzw. nach Hause zurücklegen. Es läßt sich denken, daß wir in Verlegenheit gerieten, wenn zum Beispiel der Kauf eines neuen (gebrauchten) Autos notwendig wurde, weil ein altes allmählich seinen Dienst versagte oder beim TÜV auf der Strecke blieb.

Immer verwaltete einer von uns die gemeinsame Kasse, unterbreitete der Gruppe die jeweilige finanzielle Situation, Einnahmen und Belastungen, und gemeinsam versuchten wir, Probleme zu lösen. Das konnte freilich nicht nur im Gespräch geschehen, sondern im Einsatz eines jeden einzelnen. Niemand war zum Jobben gezwungen, niemand *mußte* Geld verdienen. Aber wer sich eben dieser Freiheit bewußt wurde und sich darüber klar wurde, daß Geld nicht um des Geldes willen notwendig war, sondern um der Lebensmittel wegen, der Transportmittel usw., dem war es auch keine unangenehme Pflicht, etwas dafür zu tun und seinen Beitrag zum Fortgang des Ganzen zu leisten.

Dieser Einsatz für die Gruppe konnte sehr verschieden sein. Man machte Kompott- und Marmeladevorräte für den Winter ein, iobbte ein paar Wochen in einer graphischen Firma, kümmerte sich um neue Konzertengagements. Wichtig war nur, daß jeder wußte, worum es ging, und je mehr dieses Wissen uns verband, desto weniger Geldprobleme gab es, je mehr wir aber uneins und unkonzentriert waren, desto schwieriger wurde auch die Finanzwirtschaft.

Die Ansprüche, die wir stellten, waren relativ gering: Wir waren materiell mit weit weniger zufrieden als die meisten unserer Altersgenossen; was wir selbst herstellen oder repa-

rieren konnten, taten wir selbst, angefangen vom Gartenbau bis zum Selberschreinern von Tischen und Stühlen, Schränken und Regalen. Und dies nicht nur, weil wir gerne arm waren und weil es am billigsten war, sondern weil es am schönsten ist, zu jedem Ding um sich herum eine echte Beziehung zu haben.

Wir leben inmitten einer Kultur, die das Geld zum Wertgegenstand und Wertmaßstab Nr. 1 erhoben hat; nicht de jure zwar, aber de facto. Der Vater, der sich über das gute Zeugnis des Sohnes freut, vermag oft seiner Anerkennung nicht anders Ausdruck zu geben als durch einen Zwanzig-Mark-Schein, und auch bei anderen Anlässen ist eine reine Beziehung ohne einen vermittelnden Wertgegenstand unüblich geworden. Schließlich vermittelt das Geld oder der Sachwert überhaupt nichts mehr außer sich selbst. Aber vielleicht zählt eben nichts mehr, was sich nicht in Mark und Pfennigen aufwiegen läßt. Wertschätzung ist dann nur noch Schätzung des Nutz- und Gebrauchswertes einer Ware, einer Arbeit oder einer Leistung. Personen erfahren Wertschätzung in dem Maße, in dem sie einen »wichtigen Posten« einnehmen, eine gut bezahlte Stellung innehaben. Zwischenmenschliche Verbindungen selbst enthalten ihren Nutzwert; wer weiterkommen will, braucht nur die »richtigen«, d. h. selbst mächtigen und einflußreichen Bekannten zu haben: »Tja, Beziehungen muß man haben!«

Wir konnten als 17-Kopf-Gruppe das *Geldsystem* nicht abschaffen, auch nicht in Zusammenarbeit mit anderen Gruppen, aber wir konnten *bei uns* die Sache umdrehen: Den Wert eines Geldbetrages an dem messen, was an positiver Energie aufgebracht wurde, um ihn der Gemeinschaft oder einem anderen zur Verfügung zu stellen, anstatt den Wert der Energie an der Höhe der Geldsumme zu bemessen, den man gemeinhin dafür zu zahlen bereit ist. Wir konnten das *Leistungssystem* unserer Gesellschaft nicht abschaffen, aber wir konnten lernen, in den Kategorien einer anderen Gerechtigkeit zu rechnen: In unserer Kommune genoß niemand schon deshalb besondere Geltung, wenn er besondere

(Aus dem Schlüssel-Tagebuch)

Iwans Tagesbericht, 9. Febr. 72

Da kamen sie zusammen und schwiegen. Sie umarmten den Tisch, der ihnen immer Platz gewährt auf ihrer mühseligen Wanderschaft. Die Sonne wollte es so haben. Sie löschte die Sterne am Himmel, sandte ihre Strahlen hinein ins Leben, ließ alles erwachen, was ruhen durfte in der Nacht.

Sie schwiegen noch immer. Sie hatten sich alle wieder gefunden. Du weißt, auch an diesem Tag mußt du wieder ein Stück auf den Berg hinaufgehen; Qual und Lust, wie nahe liegen sie dabei zusammen, dem Licht entgegen. Man war nicht allein, Schulter an Schulter traten die Kinder in den Schnee. Schwer ließen sich die Füße heben; auch Seufzen gab es. Nur dieser Wille, zum Licht zu gelangen, ließ sie neu aufbrechen. Jeder Schritt war neu, war nur ähnlich all den vielen schon gegangenen. Die Sonne schickte alles.

Sie schickte den Fixer ins Haus. Es überstieg ihre Kräfte. Sie mußten vorübergehn.

Sie leuchtete das Haus aus, zeigte das Unsaubere. Sie gingen freudig daran, wohlgefällig alles zu machen. Und es war gut.

Sie wollte ihren Weg erschweren, ihnen die Mittel für eine weite Fahrt nehmen. Sie wußten um Bedeutung und Bedeutungslosigkeit dieser Reise. Die Erschwernis wurde gering, wurde so beiseite geschafft.

Sie schickte ihn wieder nach Hause, der ein paar Wochen seinen eigenen Weg ging, nur durch das Seil der lieben Erinnerung und der Freude auf die Heimkehr mit den anderen verbunden. In seinen Augen war viel neues Erlebtes zu lesen, viel Freude über die Heimkehr. Sie werden wieder vollzählig weitergehen können.

Sie schickte ihnen auch an diesem Tag wieder die Kraft, schöpferisch zu sein. Alle, die sonst nur mitsummen konnten, wenn die Sechs die Töne laut aneinanderreichten, sie sollen

ihr Summen zusammentun zu mächtigem Gesang. Und wirklich reichhaltig ist das Schwingen der Stimme eines jeden.

Dreimal am Tag umsaßen sie die hölzerne Tafel, das vierte Mal waren sie gemeinsam beim Fest der Musikanten. Alle waren sie Musikanten, jeder auf seine Art.

Nun hat die Sonne die Sterne uns geschickt, morgen ist alles anders, alles vorüber. Wir werden erwachen, aufs neue unsere Sachen packen und weiterwandern auf dem begonnenen Pfad. Und wahrhaftig, die Sonne sorgt schon dafür, daß Langeweile uns nicht mehr plagt. Da ist einer, der uns treibt, der uns führt, der uns zielen läßt.



Fähigkeiten hatte oder etwas leistete, was viel Geld brachte, sondern wenn er sich in dem, was er tun konnte, redlich bemühte. Nicht die erbrachte Leistung oder der sichtbare Erfolg war in erster Linie maßgebend, sondern der gute Wille und die Aufmerksamkeit für den anderen. Wer möchte sagen, was wertvoller ist, die Komposition eines neuen Musikstückes oder die Aufmerksamkeit des Freundes, der dem Komponisten eine Tasse Kaffee an den Schreibtisch bringt? Der Sinn unseres Zusammenlebens bestand nicht darin, über einander zu urteilen und daraus resultierende Rangordnungen aufzustellen oder gar Herrschaftsverhältnisse zu installieren, sondern eifriger zu werden im Dienen.

Strukturprobleme

In diesem Sinne haben sich im Laufe der Zeit immer wieder gewisse *Funktionsverteilungen* innerhalb der Familie entwickelt: Einer oder mehrere kümmerten sich um die Wäsche, ein anderer um die Kasse, ein anderer um die Müllabfuhr, wieder andere um den Garten usw. Das bedeutet nicht, daß sie diese Arbeiten alleine zu bewältigen hatten, sondern daß sie in dieser Richtung die Initiative ergriffen und andere zur Mitarbeit anregten.

Diese Art der Selbstorganisation, die sich organisch entwickelte, blieb flexibel und dynamisch. Gefahr entstand immer dann, wenn sie sich verfestigte und der Zusammenhang zum Sinn des Zusammenwirkens verschiedener Organe des Ganzen (Organisation) verlorenging; Gefahr deshalb, weil dann nicht mehr alle innerlich an der Aufgabe des ›Fachmannes‹ Anteil nahmen, ihm in der konkreten Arbeit nicht mehr zur Seite standen und er irgendwann plötzlich allein und unverstanden dastand. Ursache solcher Stagnation waren mangelnde Kommunikation und mangelndes Interesse am anderen und an der gemeinsamen Sache.

Entscheidungen wurden gemeinsam getroffen, es gab keinen Anshaffer, keine Erfüllungsgehilfen. Es gab jedoch sehr wohl so etwas wie *fachliche Kompetenzbereiche*. Das Wort des

Motorenfachmanns beim Kauf eines neuen Autos fand selbstverständlich große Beachtung, weil ein anderer, der vielleicht mehr vom Gartenbau verstand, ohnehin keine Aussage über den technischen Zustand eines Autos machen wollte. Das heißt nicht, daß wir die Fachidiotie und Interessenisoliertheit der Gesellschaft bei uns reproduzieren wollten: Es ging ja nicht darum, daß alle gleichermaßen über Automotoren Bescheid wissen, sondern daß alle an allem Anteil nehmen, daß sie wußten, warum etwas geschieht und wie sie mit-helfen konnten.

Trotz dieser nicht-autoritären Grundeinstellung, meine ich, steht und fällt eine Gruppe mit ihrer Ordnung. Ohne vorher darüber eine feste Meinung zu haben, haben wir die Erfahrung gemacht, daß *sinnvolle Autoritäten* in einer Gruppe stabilisieren, daß sie bei einer Größe, wie sie die LORD'S FAMILY hatte, für den Bestand des Ganzen geradezu notwendig sind. Autorität ist nicht zu verwechseln mit Autoritätsein. Autorität, die sich im allgemein Anerkannten begründen läßt, findet ihre Begrenzung und Kontrolle im Maß des Vertrauens seitens der Gruppe gegenüber der Autoritätsperson und im Maß der Verantwortung der Autoritätsperson gegenüber der Gruppe. Autorität bedeutete bei uns nicht Vorgesetzt-Sein, sondern: mehr Verantwortung haben. Was einem skeptischen Zeitgenossen suspekt klingen mag, ist uns zur Erfahrung geworden: Nicht die Gleichheit aller (im Sinne einer Gleichmacherei), nicht die absolute Freiheit (im Sinne einer Ungebundenheit) ist schöpferisch und produktiv, sondern die Differenziertheit der Beziehungen, die Strukturierung einer dynamisch-prozeßhaft sich entfaltenden und verändernden Ordnung. Oberstes Gesetz aller Veränderung der Gruppe war für uns die Liebe zueinander; letzte Instanz persönlicher Entscheidungen blieb nicht etwa die Gruppe, sondern das Gewissen des einzelnen.

Aggression und Konflikt

Längst nicht immer gelang uns echtes Verstehen, Gemeinschaft aus der Selbständigkeit ihrer Mitglieder heraus. Selbständigkeit und Geduld waren bei uns keine Selbstverständlichkeiten. Wir bemühten uns jedoch stets, den Unstimmigkeiten untereinander auf den Grund zu gehen. Wenn Streit entstand und *Aggressionen* spürbar wurden, hatte es nicht viel Sinn, darüber zu jammern und ratlos in die Runde zu schauen, so als erwarte man vom Nachbarn das erlösende Wort. Mehr Sinn hatte es, sich zunächst einmal selbst zu fragen, wie sehr man in der Situation und in ihrer Vorgeschichte zur Entstehung der Situation beigetragen hatte.

Wir merkten, wie schwer es ist, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein, sich auf die Spur zu kommen. Der eigene Stolz ist ein mächtiger Feind der Selbsterkenntnis. Wer aber mit Menschen zusammenlebt, die er liebt, wird auch in Zeiten eines getrübteten Verstehens noch die Möglichkeit haben, aus dem Verhalten des Gegenüber das eigene Verhalten abzulesen, zu durchschauen und so die Voraussetzung einer Korrektur zu schaffen. Eberhard, unser Schlagzeuger, schrieb es im Schlüssel-Tagebuch einmal so: »Wenn du mit jemandem sprichst, so ist er für dich wie ein Spiegel. Er zeigt dir, wie du bist, nicht, wie du gerne sein möchtest. Er ist so vielschichtig wie du selbst. So zeigt er dir auch deine tief unbewußten verborgenen Herausforderungen und Hinterhalte. Du weißt, daß Aggression zerstörerisch wirkt. Da du aber aufbauend wirken willst, möchtest du nicht aggressiv sein. Deine Selbstkritik erkennt deine Aggressivität. Der nächste Schritt ist die *scheinbare* Beseitigung der Angriffslust; er ist in Wirklichkeit Unterdrückung, Verdrängung der Aggressivität in die unteren Etagen deiner Seele – du bleibst aggressiv. Wahre Veränderung kann nur aus dem Innersten kommen, aus echtem *Verstehen*.«

So kann die Gemeinschaft nur dann zur Überwindung der Aggressivität helfen, wenn ich Vertrauen zu meinen Freunden habe. Die Überwindung der Angst vor dem anderen ist

Wer frägt mich, was der Tag mir brachte,
erzählt mir, wie er für ihn war?
Alleine sitz ich nun.

Schon ist's der Morgen, der mich frägt,
was mir an Arbeit bleiben wird.

So leb ich – seit geraumer Zeit,
und jeden Abend ist's dasselbe.

Bis auf die Stunden, die lieblich
wie gesponnene Fäden
glitzernd in der Sonne leuchten.
Sie werden mir auch morgen
die Kraft zum Weiterleben schenken.

Doch auch die unbestrahlten Fäden
wird irgendwann einmal
der Sonne Licht erwärmen.

Und sie werden's sein,
die mir die Hoffnung diesmal geben.

So werd' ich weinen, rufen, lieben,
zusammen wird's mein Leben sein.

(Michael, Dezember 72)



die *Offenheit*. Offenheit bedeutet Hingabe. Hingabe ist immer ein Wagnis. Hingabe ist Vertrauen. Wenn mir der Partner zeigt, wenn er mich spüren läßt, daß er mich auf- und annimmt, macht er mich sicher. Hingabe und Aufnahme sind Harmonie im Zusammenleben. Beides erzeugt Sicherheit, die Sicherheit, auch mit Fehlern vom liebenden Gegenüber angenommen zu sein.

In unserer großen Familie gab es nicht nur den Konflikt vom einzelnen zum einzelnen, sondern auch den Konflikt von meinem eigenen Ich zur ganzen Gruppe. Wie oft zum Beispiel wollte ich eine längere Reise machen, es wurde mir sogar angeboten, der Flug in die USA würde mir bezahlt werden. Doch während der drei Jahre, die ich im Schlüssel lebte, glaubte ich, daß ich nicht einfach mehrere Wochen fehlen konnte, ohne daß die Gruppe darunter gelitten hätte: Bei Konzerten brauchte man mich als Gitarre- und Sitar-spieler, auch sonst schien es mir immer wichtiger, am täglichen Geschehen in der FAMILY teilzunehmen, als auf einen einsamen Trip zu gehen. Ich stellte diesen persönlichen Wunsch zurück zugunsten des Ganzen. Nicht, weil ich die heroische Pose des Verzichts liebte, sondern weil ich das Gefühl hatte, daß das, was ich im Zusammenleben Tag für Tag lernte, die anderen Erfahrungen, die ich allein würde machen können, beinhaltete und übertraf. Fest steht für mich auch heute, daß sich die *Erfahrung des Alleinseins* überhaupt auch und erst recht in der Kommune machen läßt. »Es ist ein großes, neues Gefühl, in einer Kommunität zu leben, ein Gefühl, von dem man keine Ahnung hatte«, sagte zutreffend ein Mitglied der 40köpfigen europäisch-amerikanischen Theaterkommune LIVING THEATRE in einem Interview und fuhr fort: »Es besteht eine große Liebe untereinander, aber denk nicht, es bestände irgendein Zwang dazu. Wer allein sein will, kann hier so allein wie in der Wüste sein. Du kannst mitten unter uns ein Eremit sein.«

Um die Spannung zwischen den individuellen Bedürfnissen und den Erfordernissen der Gemeinschaft, sofern beides in der konkreten Situation nicht zusammenfällt, fruchtbar zu

machen für eine positive Entwicklung, muß es — und daran hielten wir uns immer — für jeden einen Bereich geben, in den er sich zurückziehen kann, nicht um sich den anderen ganz zu entziehen, sondern um sie zu finden. »Es gibt keine freie Gesellschaft ohne einen inneren und äußeren Bereich der Einsamkeit« (*Herbert Marcuse*). Deshalb hatte im Schlüssel jeder, der es wollte, ein eigenes Zimmer (allein oder zu zweit mit seiner Frau zwei nebeneinanderliegende Zimmer). Er hatte die Möglichkeit, sich tagelang zurückzuziehen, vollkommen in Klausur mit sich selbst zu gehen, wie es ab und zu vorkam. Es ist ein schmaler Pfad, den eine Kommune beschreiten muß; die Balance zwischen allzu individualistischem Für-sich-Sein und totalem In-der-Gemeinschaft-Untergehen gleicht dem Lavieren zwischen Scylla und Charybdis.

Max Horkheimer beschreibt dieses menschliche Grundproblem so: »Gerechtigkeit und Freiheit sind nun einmal dialektische Begriffe. Je mehr Gerechtigkeit, desto weniger Freiheit; je mehr Freiheit, desto weniger Gerechtigkeit; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist eine wundervolle Parole. Aber wenn Sie die Gleichheit erhalten wollen, dann müssen Sie die Freiheit einschränken, und wenn Sie den Menschen die Freiheit lassen wollen, dann kann es keine Gleichheit geben« (in: *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*). Das ist sehr pointiert gesagt, trifft jedoch den Kern der Sache; wenn wir in der Kommune z. B. jemand verpflichten hätten wollen, monatlich einen gewissen, für alle Mitglieder gleichen Mindestbeitrag für die gemeinsame Kasse zu verdienen, so wäre es auf Kosten der Freiheit gegangen. Überließen wir jedoch diese Sache dem Ermessen jedes einzelnen, so verdiente der eine doppelt soviel Geld als der andere, ein dritter gar nichts, weil er mit einer Arbeit beschäftigt war, die kein oder noch kein Geld brachte.

Jede Kommune kennt diese Grunddialektik Individuum — Gemeinschaft, die sich auch bei uns gezeigt hat, jede versucht, auf ihre Weise eine Lösung zu finden. *Karin Reese* (in: *DIG — Neue Bewußtseinsmodelle*) berichtet von einer Großfamilie in Nordamerika, von der »Mandala-Kommune, die

das Jahr in Sommer und Winter unterteilt. Im Sommer herrscht das Gemeinschaftsprinzip, während die Mitglieder im Winter Gelegenheit finden, ihren eigenen Hobbys und Trips nachzugehen«. Diese Idee ist durchaus sinnvoll, doch haben wir in unserer Familie nie eine so generelle, fahrplanmäßige Lösung versucht. Wir entschieden von Fall zu Fall auf der Basis der gemeinsamen Erkenntnis, daß der Sinn unserer Gemeinschaft (auch in ihrer Verbindlichkeit) die Lösung, die Befreiung des einzelnen Mitgliedes ist, seine Persönlichkeitsfindung, die Entfaltung seiner Fähigkeiten und Begabungen in einem mit der ganzen Familie korrespondierenden Denken, Empfinden und Handeln. Je mehr Freiheit der Gebundene genießt, desto mehr wird er den Sinn der Bindung verstehen. Er wird bemerken, daß ein nacktes, subjektives Lustprinzip (»Ich tu halt, was mir Spaß macht«) und echte Selbstverwirklichung zweierlei ist, daß er paradoxerweise in der dienenden Selbsthingabe (»für dich«) sein innerstes »Selbst« finden und in der Selbstversenkung dem andern begegnen wird.

Erfolg und Krise

Die neuen Erfahrungen, die wir im Zusammenleben miteinander machten, veränderten uns. Sie weiteten unseren Horizont und drängten uns dazu, sie mitzuteilen; sie fanden ihren Niederschlag in unserer Musik, in Texten, die wir schrieben und in dem, was in der Presse, in den Massenmedien überhaupt, über uns berichtet wurde. Das Interesse der breiteren Öffentlichkeit wuchs. Man wollte mehr wissen über unsere Musik, über unsere Art zu leben: In mehreren Hörfunk- und Fernsehsendungen traten wir plötzlich vor ein Publikum, das nach Zehntausenden zählte. Schallplattenangebote schlugen wir aus, teils weil wir – gewarnt durch die Erfahrungen anderer deutscher Musikgruppen – den Vertragspartnern mißtrauten, teils weil wir über den rechten Zeitpunkt einer solchen Veröffentlichung unsicher

Du bist ein kleines Mädchen, das abends
noch einen Schokoladepudding essen will,
in einem Märchenbuch träumen kann
und einen Menschen braucht, dem es alle
seine Freuden und Sorgen sagen kann.

Ich bin ein kleiner Junge. Ich möchte gern
den Schokoladepudding mit dir machen, in
dem Märchenbuch mit dir zusammen lesen
und zusammengekuschelt an deiner Seite liegen.



In jedes Frau schlummert ein kleines Mädchen,
in jedem Mann schlummert ein kleiner Bub.
Warum müssen wir denn die feinen Damen
und großen Herren spielen, die wir doch gar nicht
sind.

Georg

waren. Schließlich spielten einige Rundfunksender Bänder von uns ab, um der wachsenden Nachfrage überhaupt etwas bieten zu können. Konzertangebote häuften sich, Veranstalterpost blieb unbeantwortet.

Wir zweifelten an uns selbst: Stagnierte die interne musikalische Entwicklung? War das Verständnis der Musiker untereinander getrübt? Gab es Differenzen in der ganzen Kommune über Gehalt und Form der Aussage? War es das überhaupt, was wir gewollt hatten: Popularität, Geschäft, Professionalismus? Waren wir dem überhaupt gewachsen, was da auf uns zukam, immer mehr Engagements, Gäste, Belastungen aller Art?

Mitten im Erfolg begann die Krise.

Nur selten ist es überhaupt an die Öffentlichkeit gelangt, was sich im letzten Jahr unseres Zusammenlebens an geistiger Auseinandersetzung abgespielt hat. Und doch war es vielleicht das wichtigste Jahr, die Bewährungsprobe für jeden einzelnen, die einen nach dem anderen wieder auf seinen eigenen Weg schickte nach den extremen Glück- und Leiderfahrungen, nach großen Hoch- und Tiefpunkten, die manche von uns an den Rand ihres Selbstbewußtseins brachten.

Hatten wir vorher gelernt, Gemeinschaft aufzubauen, so mußten wir jetzt die Grenzen der Gemeinschaft kennenlernen. Die Begrenztheit jedes einzelnen, seine Befangenheit in sich selbst konnten durch die Gruppe nicht aufgehoben werden, wenigstens nicht in der kurzen Zeit von drei Jahren. Aber sie wurde bewußt, und jeder suchte auf neuen Wegen Befreiung.

Wie in einer Familie die Kinder erwachsen werden, so entwachsen wir — ohne es recht zu merken — der Geborgenheit der Kommune. Wir wurden — jeder für sich — auf uns selbst zurückgeworfen, auf unsere Fähigkeiten und Möglichkeiten, die uns fragwürdig wurden, auf unsere Fehler und Unvollkommenheiten, unsere ganze menschliche Hinfälligkeit, die uns erneut dürsten machte nach Erlösung. Es fiel uns schwer, den anderen als den wirklich anderen, nicht nur als den scheinbar anderen zu erkennen und zu *akzeptieren*, vor

allem, weil es zu dieser Andersheit gehörte, allmählich eigene Individualität in dem Maß zu gewinnen, daß sie aus der Gruppe herausrief, ins Alleinsein, in neue, kleinere Gruppen oder in die Gemeinde derer, die sich nur zu Jesus und zu sonst nichts mehr bekannten. Nicht, daß die Gruppe Individualitätsverlust vorausgesetzt hatte, Nivellierung, Angleichung, im Gegenteil: Sie lebte von der Spannung, von der Bewegung, von der Offenheit, und sie löste sich durch die Bewegung auf, sie verwandelte sich.

Trennung

Trennung war das Stichwort für die letzten Monate der LORD'S FAMILY. Bei aller Würdigung des positiven Aspekts dieser Entwicklung, daß — im Einvernehmen miteinander — die Zelle sich teilt und dennoch jeder und dadurch das Ganze wächst, bleibt doch für jeden auch die ganze Härte und Schwere dieses Wortes Trennung. Dem Abschied ging immer eine Entscheidung voraus, ein Scheiden der Geister: weit mehr als nur Trennung von geliebten Menschen. Immer auch läßt der Scheidende ein Stück seiner selbst zurück, seines Herzens, seiner Gedanken, seiner großen Ideen und teuren Illusionen: Vertreibung, Auszug, Gehen und Vergehen. Doch gerade an dieser Stelle muß gedankt werden: Denn es wurde uns Führung zuteil, Zukunft und Hoffnung auf Ankunft. Was in den Jahren geschah, die uns wandelten, kam nicht von ungefähr. Der Ruf ist deutlich zu vernehmen, nicht zuletzt durch die, die Gesellen auf dem Weg waren und es auch in der Trennung noch bleiben: Die vielen Briefe, die jetzt hin- und hergehen, die Besuche, die langen Abende, die ehrlichen Worte, die man sich sagt.

Die Trennung hat wie die Bindung etwas Endgültiges, etwas Definitives, da auch Abschied genommen wird von einem Stück Freiheit: Es ist mir eine Gewißheit, daß sich für jeden irgendwo in seinem Leben die Festnagelung realisiert, die für den Christen Pflicht und Sinn zugleich ist. Sie ist Frei-

heit im Verzicht, Auferstehung im Tod; die Botschaft wird vermittelt nicht im Sagen, sondern in der Ent-sagung: Fest-nagelung in der unwiderruflichen Bindung der Ehe, im ver-antworteten Beruf, in Krankheit, Leiden und Schuldig-werden.

Doch die Perspektive des Kreuzes ist die Auferstehung, der Fluchtpunkt der Verlassenheit ist das österliche Hallelujah.

Freilich können nicht alle, die im Schlüssel zusammen waren, in der gemeinsam verbrachten Zeit denselben Sinn erkennen. Am stärksten sehen Sepp, der als erster ging, und Michael, im Oktober 73 ausgezogen und inzwischen mit Vera ver-heiratet, im neuen Bewußtsein, das uns doch auf den Glau-ben verwies, so große Gefahren der Ich-Überschätzung und Verblendung, daß sie rückblickend von einem Irrweg spre-chen. Vielleicht fällt ihre Abrechnung mit der LORD'S FAMILY gerade deshalb so hart aus, weil sie ihre ureigenste Vergan-genheit, ihre starke Ich-Zentriertheit, ihre Überschätzung der Bedeutung von eigener Erfahrung (was durchaus nicht typisch für die meisten im Schlüssel war) heute um so entschiedener verneinen wollen und so ihr besonderes Problem im nach-hinein auf die ganze Gruppe projizieren. Radikal lehnen sie heute ab, was sie damals ebenso radikal vertraten, ohne von den andern abgelehnt worden zu sein. Es ist gewiß wahr, daß jede Erfahrung ihre zwei Seiten hatte, daß Erkenntnis in Illusion übergehen kann, intensives Erleben in Täuschung, doch ob die Entdeckung der eigenen Person, die bewußte Innewerdung von Welt und Selbst, die sich im Schlüssel er-eignet hat, nach einer radikalen Hinwendung zum Glauben an Jesus, wie Michael, Sepp, Eberhard und Martin sie voll-zogen haben, nur eitel Stolz und frommer Selbstbetrug war, mag dem Leser selbst als Frage aufgegeben bleiben, der auf den folgenden Seiten die selbstkritische Sicht Michaels und Sepps kennenlernt. Ohne die Konfrontation auch mit dieser Art von Rückschau wäre dieses Buch für den Leser unvoll-ständig. Sie entspringt dem Geist einer radikalen Umkehr und Abkehr von der Vergangenheit, die Perspektive schließt von vornherein jede andere Möglichkeit aus, die Sprache ist



EINE SEITE AUS DEM "GÄSTEBUCH"

It is so hard to say something on this paper but
I LOVE YOU and The Lord loves you so much, he's showed
us in so many ways just look around, He's like, the wind
you know the wind is there but you can't see it only things
you can feel the wind even when don't want to feel it,
But Lord you gotta want him and to please him, so I'll
say it again I love you and you know I'll be thinking
of you.

SUSAN CARROLL
1620 N.W. 147 ST. DR.
Miami, Florida
U.S.A. 33167

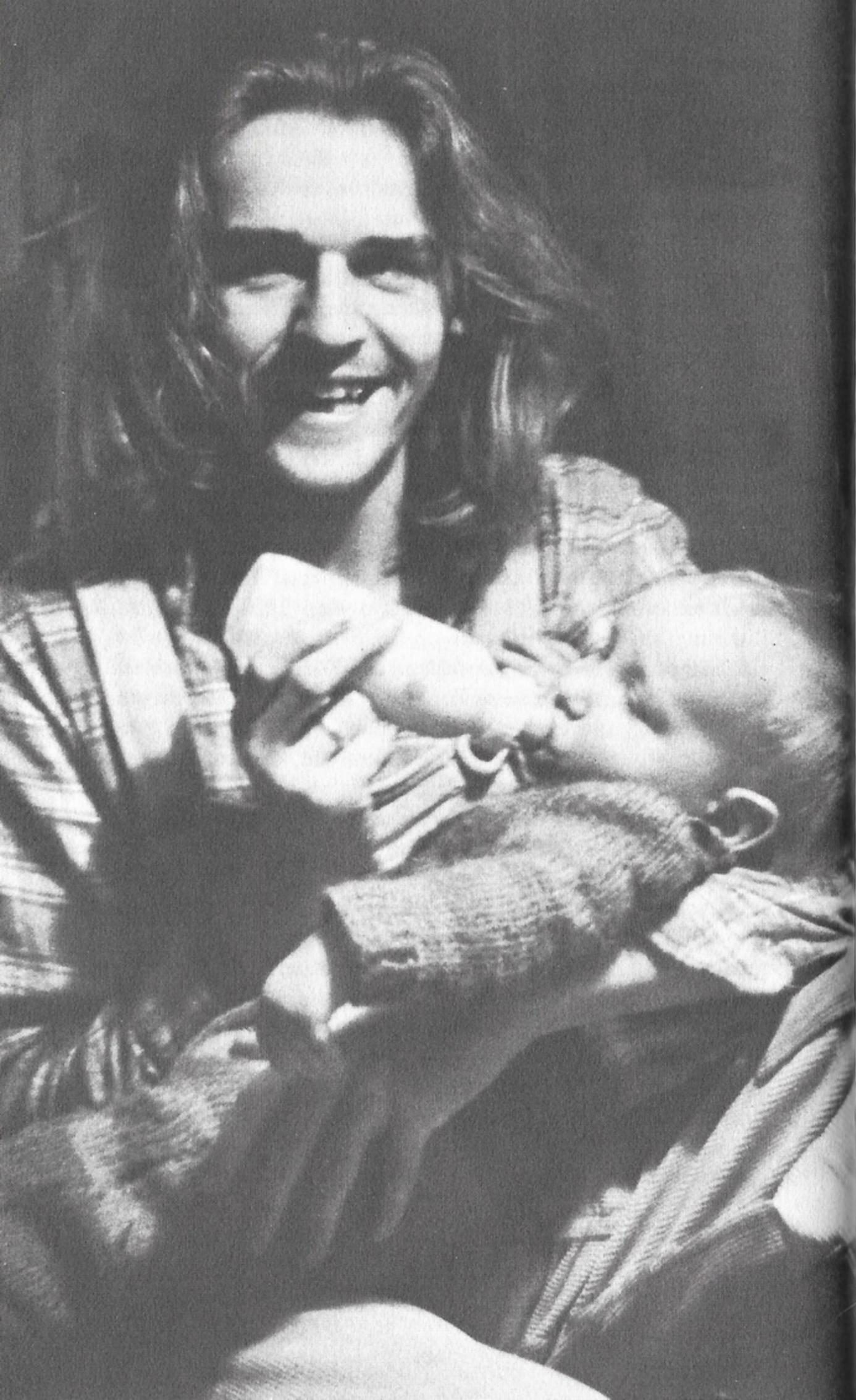
Cassandra Mishler
2075 NE 165 St. Apt. 114
N. Miami Beach, Fla.
U.S.A. 33162

Unfallig sind wir zu Schörsel gekommen. Es war ja eine schöne Überraschung weil ich dachte, daß solche Familien nirgendwo existierten. Obwohl wir nur eine Nacht hier blieben, fand ich mehr in diesem Haus als in meiner ganzen Deutschen Erfahrung.

Paul Masterson 34 Jöttingen Lange Meismarstrasse 77

Nach den schweren Tagen beim Militär und die ersten paar Nächten draussen in dem kalten deutschen Frühling, bin ich froh, dass ich mich mal bei Menschen erholen + ausschlafen könnte, die von einem nichts verlangen + nichts erwarten, und die ein friedliches + frohliches Existenz Φ ungestört weiter führen.

David Crisp aus Texas, im Moment irgendwo auf der Strasse



Fragen der Ausrichtung vermochte ich nur wenig zu sagen: Wenn zielbewußte Gruppe, dann analog einem Orden; wenn Hauptakzent auf Gemeinschaft aller, dann nicht Individuierung in Paaren und verschiedenen Berufen. Ein ungelöstes Hin und Her auf Monate hin. Dazu die scheinbare Ungerechtigkeit, daß die einen verdienen, während sich die andern aushalten zu lassen scheinen. Die Dissonanzen wurden stärker; die Harmonie der Musik, in der künstlerischen Verdichtung und Abhebung vom Alltag erreicht, konnte dies nicht mehr überspielen. Aus dem Interesse der einen Family wurden die Interessen mehrerer Familien.

Ich muß gestehen, daß ich hier immer noch wie an einer Weggabel stand, deren Abzweigungen mir zumindest jetzt noch nicht überschaubar sind. Nicht, daß ich fassungslos war über die Entwicklung der Dinge. Denn vieles, was zuvor zu bemängeln war, verschwand jetzt: Aus dem wahllosen Durcheinander persönlicher Beziehungen wurden feste Verhältnisse, deren Basis Treue und nicht gemeinsam zu erreichender Lustgewinn ist; aus dem planlosen Dahinleben wurde der Versuch, dem eigenen Leben Gestalt und Beständigkeit zu geben. Ist diese Entwicklung ein Kompromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit zu nennen, eine Aussöhnung mit dem bürgerlichen Leben, das man zuvor verteufelt hatte? Wurden die Rebellen domestiziert? Haben die Leute von LORD'S FAMILY ihre Ideale verraten? Unter welchem Gesichtspunkt muß die Entwicklung gesehen werden? Gibt es die Perspektive, welche aus den Ereignissen seit Sommer 73 nicht eine unzusammenhängende Reihe widersprüchlicher Verhaltensweisen zu ersehen vermag, sondern eine konsequente Linie, die es einsichtig macht, daß aus Kommunarden, Ausgeflippten, Bohemiens, Ideologen, Distanzierten (was Religion bzw. Kirche betrifft) wie über Nacht Engagierte, Glaubende, rastlos Arbeitende, Jesus-People, Akademiker und ausgebildete Pädagogen werden, aus Abenteurern Familienväter? Das Nächstliegende wäre, von Entwicklungsphasen zu reden, daß sich Jugend austoben müsse, wie junger Wein ausgären. Sollte aber eine so

Für Georg K. erschloß sich die Klarheit, die er nach und nach über seine geistliche Berufung gewann, auch in der Auseinandersetzung mit der provozierenden Existenz der Kommune LORD'S FAMILY. Anders lief es bei dem anderen Theologen: FRIEDBERT E., der bereits Kaplan in einer Kleinstadt war, entschloß sich, seinen Beruf aufzugeben, zu heiraten und eine psychotherapeutische Ausbildung anzugehen. Die Impulse seitens der FAMILY, soweit sie für beide Entscheidungen überhaupt Relevanz hatten, dürften wohl dieselben gewesen sein; was sich daraus ergab, sieht zumindest gegensätzlich aus. Neues Bewußtsein, andere Wirklichkeitserfahrung, oder wie immer man es nennen will, ist nicht Festlegung eines eindimensionalen dogmatischen Verhaltensschemas, sondern wachsende Selbstwerdung, die sich nicht für jeden in gleicher Ausprägung vollzieht, sondern von gleicher Echtheit ist. Wenn ›neues Bewußtsein‹ nicht nur ein Schlagwort sein soll, sondern in seiner Struktur näher bestimmbar werden soll, dann vielleicht so: Neues Bewußtsein ist Offenheit in der Gebundenheit, Gebundenheit in der Offenheit.



FRIEDBERT schreibt:

Einige Zeit vor meinem ersten Besuch bei der LORD'S FAMILY war mir ein Ungenügen meiner damaligen Lebensform schon recht deutlich vor Augen — ich war damals Kaplan in einer Pfarrei. Ferner merkte ich auch, wie im kirchlichen Bereich sehr dürftig die Situation der Jugendlichen verstanden und ihr begegnet wurde. Dies ließ mich nach neuen Lebensformen suchen, die einen Fortschritt, etwas Neues für unsere Zeit bedeuten. Mich interessierten Wohngemeinschaften, Kommunen, neue Formen des Zusammenlebens, wie sie damals schon im Entstehen waren.

Durch einen Bekannten erfuhr ich, daß im Fernsehen einige Kommunen mit ihrer Musik und Lebensweise vorgestellt wurden. Über das Fernsehen besorgte ich mir die Adresse der LORD'S FAMILY. Meine Ferien in der Osterwoche 72 benutzte ich dann dafür, mir die Gruppe aus der Nähe anzusehen.

Im folgenden möchte ich nun einige Einzelheiten und Eindrücke wiedergeben, die meiner Frau Waltraud und mir während unserer Besuche dort aufgefallen sind. (Damals waren wir erst miteinander befreundet.)

Erster Besuch: Ostern 1972

Als wir auf das Schlößel zgingen, sahen wir vor dem Haus einige große Hunde und mehrere langhaarige Menschen herumlaufen. Ich verlangsamte mein Tempo und war recht zwiespältig in meiner Erwartung. Zunächst kümmerte sich gar niemand um uns, bis wir jemanden ansprachen. Georg hatte Zeit und bat uns ganz freundlich, in das Haus einzutreten. Als erstes überraschte uns die Freundlichkeit, mit der einem Fremden hier sofort begegnet wurde. Wir saßen nun mit Georg in der Küche und tranken Tee.

Was sollten wir nun sprechen und fragen, als wir ganz unvermittelt in diese ungewohnte Umgebung kamen? Welche Frage könnte verletzen, welche würde verstanden werden? Es entstanden Pausen des Überlegens, der Blockade. Immer saß Georg mit einem freundlichen Gesicht uns gegenüber und

ertrug das Schweigen ganz selbstverständlich. Nie spürte ich ein inneres Drängen von ihm oder ein konventionelles Blabla, um ein vielleicht peinliches Schweigen zu übertünchen. Bei jeder Frage ließ er sich Zeit zum Überlegen, um dann genau seine Antwort zu formulieren. Genauso erlebte ich auch das Haus und die Kleidung der Leute: Einen Flecken oder eine schadhafte Stelle konnte jeder deutlich sehen. Nichts wurde überkleistert, nur um eine Unvollkommenheit zu vertuschen.

Andererseits gab es Dinge im Haus, die recht originell und geistvoll gestaltet waren. Die Menschen und das Haus lebten, es gab da keinen Dornröschenschlaf. Das regte wieder zum Gespräch und zum Fragen an.

Wir gingen dann in das Zimmer von Sepp. Waltraud unterhielt sich mit ihm vor allem über Kunst und Gestaltung. Eberhard saß in der Ecke und hörte dem Gespräch zu, ohne sich mit Worten daran zu beteiligen. Sepp machte auf mich den Eindruck eines indischen Guru. Wir saßen an einem Tisch aus rohem Holz, und Sepp meinte, die Fasern des Tisches seien so schön, daß er sie nicht durch eine noch so schöne Tischdecke verdecken wolle; jede Linie dieser Maserung sei etwas Besonderes. — Ebenso bemerkten wir auch in den andern Zimmern, wie so manches Ding, manche Zimmereinrichtung durch ihre natürliche Einfachheit unauffällige Schönheit ausstrahlte.

Im Zimmer von Sepp war inzwischen die ganze Gruppe versammelt. Einer oder zwei fingen zu musizieren an, und die anderen sangen dazu. Die improvisierte Musik empfanden wir als einen Ausdruck ihres Zusammenlebens: Jeder Beitrag war möglich und wurde in das Ganze einbezogen, wechselvolles Leben klang durch die Musik hindurch. Mehrere Hunde und Katzen bewegten sich im Zimmer friedlich nebeneinander her, was sicher selten zu finden ist. Die Atmosphäre unter diesen Menschen hatte sich auch auf die Tiere übertragen. In dieser friedlichen Teestunde waren auch wir als Fremde ganz selbstverständlich mittendrin. Die Gruppe wirkte damals als ziemlich geschlossene Einheit auf uns.

Am nächsten Tag dieses Besuches erlebten wir noch einmal einiges Eindrucksvolle. Wir waren zum Abendessen eingeladen und konnten danach im ›Übungsraum‹ der Musik zuhören. — Schon das Abendessen war für uns recht interessant, wie nämlich 15 Leute an einem Tisch dies bewältigten. Natürlich waren die Tiere auch dabei und bewegten sich zwischen unseren Beinen herum. Es wurde beim Essen die nächste öffentliche Musikveranstaltung besprochen. Es war ein friedliches Hin und Her von Vorschlägen und Gegenvorschlägen. Auch wurden einige Erlebnisse mit Veranstaltern erzählt. Schimpfen oder abfällige Bemerkungen über »die anderen« konnte man nicht heraushören.

Für uns war als Ganzes auch überraschend und entsprach gar nicht unserer Erwartung, daß fast überhaupt nicht Protest gegen »das Bürgerliche«, das Überkommene zu spüren war. Eltern, Schule, Beruf, Universität besah man sich schon kritisch und wußte deren Mängel zu nennen. Überraschend kam uns aber als Haltung entgegen, daß die LORD'S FAMILY nicht im Protest, in der Polemik gegen ... ihren Lebensstil begründete, sondern eine positive Alternative für sich gefunden hatte. Nicht die anderen, die Gesellschaft sollte sich zuerst verändern, sondern sie selbst waren dabei, sich zu verändern. Wer wollte, konnte mit ihnen ins Gespräch kommen, ihm wurde aber keine Meinung aufgehängt.

Die dann folgende Musik im ›Übungsraum‹ war eine Vertiefung unseres Eindrucks. Eigentlich war das ganze Schlüssel der Übungsraum und fand in diesem so benannten Zimmer seine musikalische Ausformung.

Wir konnten einige Stunden den ›Krach‹ aushalten, ohne daß die Ohren anschließend dröhnten. Die Qualität der Musik war nämlich nicht aggressiv-aufdringlich, sie schaffte Kontakt zum Mitspielenden und Zuhörenden. Bei Eberhard, dem Schlagzeuger, fiel uns sehr deutlich auf, wie er mit Gelassenheit seine Instrumente bediente. Auch bei kraftvollen Passagen verlor er nie seinen sanften Blick. Er spielte mit den Rhythmusinstrumenten und wurde nie vom Rhythmus weggerissen. Die Musik war ein Begegnungsspiel.



Am Ende unseres Besuches erhielten wir die zweite Ausgabe der FAMILY PRESS. Der Artikel »Theologie der Raben« beeindruckte mich sehr. Was hier ausgesagt wurde, fand ich bei der LORD'S FAMILY zu einem großen Teil verwirklicht. Daß so etwas gelebt wurde und ich sogar diese Menschen kennenlernte, faszinierte mich.

Ich fragte die LORD'S FAMILY, ob sie sich zu den Jesus-people rechneten. Ganz entschieden wiesen sie eine Gleichsetzung ab. Sie hätten eine ihnen entsprechende Lebens- und Denkweise und könnten sich nicht mit großen Bewegungen gleichsetzen. Sie paßten in kein Schema. Auffallend war auch, wie sie im Grunde wenig oder nur sehr verhalten über religiöse Dinge sprachen. Religiöse Haltung glaubten wir aber oft zu spüren.

Das Wort »Zufall« hatte eine eigene Bedeutung für diese Gemeinschaft. Ich verstand es so: offen dafür zu sein, was im rechten Augenblick geschehen konnte oder getan werden mußte. Das Leben wurde im gegenwärtigen Augenblick gesehen und erfaßt. Ich bewunderte die Zuversicht, aus der heraus zur rechten Zeit der nötige Unterhalt für die Gruppe da war, wenn jeder immer das tut, was gerade jetzt richtig ist, und nicht das, was vielleicht gerade jetzt finanziell oder sonst geschickt wäre. Ich fand eine derartige Haltung erstrebenswert auch für mich im Gegensatz zum reinen Nützlichkeitsdenken. Hier, fand ich, wurde die Wirklichkeit dicht erlebt und sehr ernstgenommen.

Im Grunde war das alles recht verrückt und paßte gar nicht in unsere Gesellschaft. Gerade deshalb sind derartige Gruppen so wichtig, meine ich.

Gegeneinladung zum Konzert

Aus solchen Gründen lud ich dann die LORD'S FAMILY im Oktober 72 zu einem Samstagabend in das katholische Jugendheim meiner Pfarrei in G. ein. Den Abend erwartete ich mit sehr viel Spannung, denn ausgesprochen oder unausgesprochen hörte ich warnende Stimmen: Wie kann man als

katholischer Priester eine Kommune einladen, ein schlechtes Beispiel für die Jugend . . .

Die Berechtigung für die Einladung war aus obengenannten Erfahrungen für mich ganz klar. In verschiedenen Gruppen hatte ich schon vorher auf den Besuch der Kommune vorbereitet. Mein Anliegen war, daß nicht allein die Musik gebracht würde, sondern die geistige Haltung, die durch die Musik zum Ausdruck kam, spürbar würde. Bei einigen Jugendlichen kam dann als Reaktion nach dem Abend: O weh, diese Lebensweise wäre mir zu hart, zu fordernd und zu einfach. — Mir persönlich wurde nach diesem Abend klar, daß ein einzelner ohne Bezug zu einer Gruppe nie eine derartig deutlich abgehobene Lebensweise in unserer Gesellschaft führen könnte, ohne ganz beachtlich in Opposition zu geraten oder als Verrückter abgestempelt und isoliert zu werden.

Nach dem Besuch der FAMILY in G. führte ich das Gespräch bei den Jugendlichen vor allem intensiv über das Thema »Warum ist der andere anders?« weiter in bezug auf die Erfahrung mit anderen Lebenssituationen als den eigenen. So besuchten wir kurz darauf eine geschlossene Erziehungsanstalt für Mädchen mit der Jugendgruppe. Die Jugendlichen aus den wohlbehüteten Verhältnissen sollten erfahren, daß es auch andere Situationen für junge Menschen gibt. Seit diesem Besuch besteht bis heute noch ein Kontakt zu diesem Mädchenheim, bei festlichen Anlässen oder Familienbesuchen. Ich halte dies für einen recht beachtlichen Erfolg des Besuches der LORD'S FAMILY.

Zweiter Besuch im Schlüssel: Weihnachten 72

Ich wollte diese Gemeinschaft noch besser kennenlernen und hatte Weihnachten 72 die Möglichkeit, für vier Tage (nach den Feiertagen) mit Waltraud zusammen als Gast bei der Gruppe zu wohnen. Beim Konzert oder kurzen Besuch sieht man mehr die glänzende Seite einer Gruppe. Nun erlebten wir ein differenzierteres Bild. Sepp war schon vor dem Konzert in G. mit seiner Frau aus dem Schlüssel ausgezogen. Das war ein ganz entscheidender Wendepunkt zur Krise hin. Wir

Diskussionen um „Lords Family“ gehen weiter

Kaplan Friedbert Erbacher: Ich habe für diesen Jugendabend eine „seriöse Kommune“ eingeladen — Befragung der Zuhörer

GEROLZHOFEN. Im Kreuzfeuer der Kritik steht Kaplan Friedbert Erbacher, der es der Kommune „Lords Family“ ermöglichte, sich der Jugend von Gerolzhofen und der Umgebung zu stellen. Die gegen den Kaplan gerichteten Vorwürfe gegenüber der Gruppe seien nach Meinung des Geistlichen nicht berechtigt, zumal es sich bei dieser „Großfamilie“ nicht um eine extreme politische Kommune handelt, sondern die Jugendlichen in ihr wollen eine neue Art des Zusammenlebens praktizieren.

Zur Ergänzung unseres Berichtes in der Diensausgabe sei noch mitzuteilen, daß diese Jugendlichen, die sich in der „Lords Family“ gefunden haben, einer geregelten Arbeit oder ihrem Studium nachgehen. Sie wollen sich in dieser Gemeinschaft loslösen von der Großstadtisolation, ein anderes Leben — fern von der Alltagshetze — praktizieren. Diese Meinung vertraten sie auch bei der Diskussion, die dem Gastspiel und ihrem musikalischen Auftritt folgte. Und daß die Jugendlichen dieser Gemeinschaft auch mit der Gage von 200 DM in Gerolzhofen — mehr Einnahmen brachte dieser Auftritt nicht — zufrieden waren und keine Forderungen stellten, dürfte ein kleiner Beweis eines einwandfreien Alibis der „Kommunenleute“ sein.

Wir versäumten es bei dieser Veranstaltung nicht, sowohl junge als auch ältere Besucher nach ihrer Meinung, die sie sich über die „Lords Family“ gebildet hatten, zu befragen. Ein Großteil der Jugendlichen traf die Feststellung, daß es sicherlich einmal interessant sei, für einige Tage die Lebensweise dieser „Großfamilie“ an Ort und Stelle näher kennenzulernen.

Unbestritten war von den jungen Zuhörern das musikalische Können der Gruppe. Der 20jährige Gerhard Pfrang meinte dazu: „Wenn die Jugendlichen aus Gerolzhofen bereits vorher gewußt hätten, daß die Musiker über ein solches Können verfügen, wäre der Saal brechend voll gewesen. Sollte diese Gruppe wieder einmal hier auftauchen, wird sich bestimmt durch die Mundwerbung dieser Besucher ein großer Besuchererfolg einstellen“. Doch nun einige Stimmen älterer Zuhörer:

Hugo Markert, Polizeibeamter: „An der Gruppe ist sicherlich etwas Gutes zu finden. Früher bestand der Trend zur Kleinfamilie; heute ist die ‚Großfamilie‘ anscheinend modern. Wie sich jedoch das Leben in der Großfamilie — ich meine im sexuellen Bereich — auswirkt, ist meine Sorge!“

Hans Freitag, Oberlehrer: „Vom musikalischen Können bejahe ich diese Gruppe. Vielleicht waren diese Jugendlichen bisher im Leben enttäuscht und versuchen nun, sich hier zu finden. Die Kommune dieser Art bietet die Möglichkeit, sich vielleicht wieder zu fangen.“

Schwester Gundegard, Kloster Lültsfeld: „Dieser Abend bietet mir zu wenig Information, ich erhalte keinen vollständigen Eindruck über die Lebensweise der jungen Leute. Ich stelle mir jedenfalls als Erzieherin die Frage, wie die Mädchen ihre Zukunft aufbauen wollen, die sich hier engagieren.“

Rainer Gündert, Student: „Die Jugendlichen haben zwar versucht, den Zuhörern ihre Lebensweise mit ihrem Auftritt und durch die Filmvorführung zu demonstrieren. Es handelt sich bei ihnen nicht um eine extrem politische Kommune. Ihr Auftritt in Gerolzhofen regt jeden zum Nachdenken an.“

Maria Pfrang, Lehrerin: „Diese Art des Zusammenlebens ist interessant. Versuchen doch die jungen Leute, den Sinn des Lebens näher zu erforschen. Als Durchgangsstation lehne ich ein Leben in einer Kommune wie dieser nicht ab.“

Dorothea Janocha, Pfarrschwester: „Dieser Gruppe stehe ich kritisch deshalb gegenüber, weil mir der Blick hinter die Kulissen einfach fehlt. Ihre Musik ist durchaus positiv zu bewerten.“

Nach dieser Befragung scheint es wohl verständlich, daß es Kaplan Erbacher Anliegen war, der Gesellschaft schlechthin im Gerolzhöfer Bereich einen Denkanstoß zu geben. Denn auseinandersetzen muß sich die Gesellschaft mit solchen Gruppen auch. Und das sollte jeder Unvoreingenommene tun, selbst dann, wenn seine Auffassung über das Zusammenleben sich nicht mit jener Gruppe deckt.
Dietmar Kordowich

sahen deutlich Spannungen zwischen den einen, die eine berufliche Ausbildung wollten, und den anderen, denen noch ausschließlich die musikalischen Veranstaltungen genügten. Recht unterschiedliche Anschauungen prallten aufeinander.

Dies zeigte sich auch bei der Hochzeit von Alfons und Gitti. Die einheitliche Aufgabe nach außen war zum Teil verlorengegangen. Wir bekamen deutlicher die Konflikte der Gruppe zu Gesicht.

Im Gespräch merkten wir, daß bei manchem in der Gruppe noch nicht bewußt war, was er so selbstverständlich leben konnte; die gedankliche Verarbeitung fehlte zum Teil. — Ich hatte den Eindruck, daß wir als Außenstehende auch eine Bedeutung für die Gruppe hatten.

Obwohl wir nun manches kritischer sahen, war unsere positive Beziehung zur LORD'S FAMILY nicht getrübt. Wir sahen nämlich auch, daß die Konflikte angegangen und behandelt wurden. Wir wußten um die guten Kräfte in dieser Gemeinschaft und waren gespannt, welche Lösungen ihre Probleme finden würden.

Der dritte Besuch: Februar 74

Anfang Februar 74 besuchten wir wieder die LORD'S FAMILY im Schlüssel und erfuhren von vielen Veränderungen. Wir hatten den Eindruck, daß die ganze Entwicklung eine positive Wendung genommen hatte. Es war eine Ent-Wicklung, eine Ent-Flechtung der Gruppe geschehen, indem die Großgruppe sich in einige kleinere Gruppen aufgeteilt hatte. Wir glaubten zu sehen, daß nach wie vor der geistige Inhalt bewahrt worden war.

Für mich hatte die LORD'S FAMILY in meinem ganz persönlichen Bereich ihre Wirkung in der Weise, daß sie sogar mehrere Male in meinen Träumen auftauchte. Ich möchte damit sagen, daß diese Menschen für mich ausstrahlten, was über das rein Rationale weit hinausging. Ich glaube, es ist die Suche nach dem inneren Gesetz im Menschen.

Von der Kommune zur Gemeinde?

Was für den Autor dieser LORD'S-FAMILY-Chronik (der auch der Redakteur der anderen Beiträge ist), was für mich, der

ich mit der Schreibmaschine und mit der Gitarre, mit Kopf und Herz im Schlüssel mitgelebt habe, im Rückblick deutlich und bedeutend wurde, soll noch einmal kurz zusammengefaßt werden.

Die drei Jahre in der LORD'S FAMILY waren für jeden von uns ein wesentlicher Lernprozeß, oder besser: ein ganzer Komplex von Einsichten und Erfahrungen, die für uns alle — ob man es heute noch wahrhaben will oder nicht — neu und wichtig waren; ein Traum, den wir gerne träumten, ein Lied, in dem wir das Instrument waren, der Spieler aber ein anderer.

Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.

Auf welches Instrument sind wir gespannt?

Und welcher Geiger hält uns in der Hand?

O süßes Lied.

Rainer Maria Rilke

Ich weiß nicht, was in den nächsten Jahren mit uns geschehen wird, aber ich glaube, daß jeder von uns als Persönlichkeit von diesen Jahren der Gemeinschaft, vom Kennenlernen einer neuen Wirklichkeit — und sei es nur ein Trip gewesen, eine Reise durch Höhen und Tiefen — so geprägt worden ist, daß er, selbst da, wo er sich heute von seinen Freunden unterscheidet, immer ein Stück engster Verwandtschaft mit ihnen empfinden wird. LORD'S FAMILY war für mich letztlich eine spirituelle Gemeinschaft, und wer dies je verspürt hat, in einem Besuch, einem Konzertabend, einem mühsam geschriebenen Wort, der nahm daran teil.

In einem unserer Musikstücke, im ›Weltall-Lied‹, hieß es noch: »Du hast alle Möglichkeiten in Dir, alles so zu verändern, wie du es willst«. Aber wir sahen, daß wir aus eigener Kraft zwar viel erklären, manches planen und erkennen können, daß aber diese Erkenntnis ohne die Liebe nur eine Erkenntnis des Gesetzes ist, die uns leiden macht an der Welt und an uns selbst. Nur der Geist der Liebe macht uns frei:

Entgrenzung und Befreiung erlangen wir nicht nur durch unsere eigene Anstrengung, denn auch die Erfahrung eines bewußten Seins ist begrenzt wie das Bewußtsein selbst. Sie werden uns geschenkt, wenn wir bereit sein werden; alles und uns selbst bereit zu machen, darin sehe ich unsere Aufgabe.

Nicht als entscheidend erscheint es mir heute für uns, zusammen in einem Haus zu leben, gemeinsam zu wirtschaften, zu planen und zu schaffen (was damit keineswegs als unnütz ausgeschlossen werden soll), sondern jene befreiende Geistigkeit miteinander zu teilen und weiterzutragen. Es gehörte zu den schönsten und beglückendsten Erlebnissen meines Lebens, mit lieben Freunden am Tisch zu sitzen, zu sehen und zu singen, doch es erscheint mir nicht als wesentlich, daß die Schlüssel-Familie, so wie sie war, nicht mehr existiert. Die einen sind im helfenden Dienst an Kranken tätig, die andern bereiten sich auf erzieherische Berufe vor; entscheidend ist es, daß eine Gemeinsamkeit, eine Gemeinschaft lebendig wird und bleibt, die sich nur mit dem tendenziösen Wort *Gemeinde* beschreiben läßt: Menschen, die sich auf der Wanderschaft zur Heimat wissen, Gäste im selben Haus, die sich ihrer Bezogenheit aufeinander bewußt sind, die vor allem aber den Zug zu dem spüren, der anzieht. Nicht wir selbst können letzten Endes Einheit schaffen, nicht in tausend Gesprächen und Übungen, wenn sie uns nicht von woanders her erwächst. Das war auch im Namen LORD'S FAMILY angedeutet. So wurde die Andeutung in der Deutung für uns zur *Bedeutung*.

Was ich erzählte, ist selbst wieder nur Andeutung: vom meisten wurde geschwiegen. Die Story der Gruppe selbst ist beredt genug. Zwischen den Zeilen dieser Geschichte steht die eigentliche, andere Geschichte, die man nicht erzählen kann, die wohl auch längst noch nicht zu Ende gedichtet ist, für die die vergangenen Jahre vielleicht eine Ouvertüre, eine Einladung, ein Auftakt sind. Es mag wie Hoffnung klingen und ist doch Verheißung: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.«



Die eine und die andere Wirklichkeit: Eine Konfrontation

Wenn bisher in vielfältiger Weise von einer ›anderen Wirklichkeit‹ die Rede war, so war damit jene ›eine Wirklichkeit‹ vorausgesetzt, die wir alle kennen und der sich wohl niemand ganz entziehen kann, denn sie ist überall und allgegenwärtig, in dem, was uns an sozialen und kulturellen Strukturen umgibt, ebenso wie in unseren Köpfen und Herzen: Auch in der Geborgenheit und Wärme der großen Schlössel-Familie waren wir konfrontiert mit dieser Realität, die von uns Anpassung und Mitmachen erwartete. In Liedtexten, Zeitungsartikeln und Gesprächen, mehr noch durch unser Leben selbst versuchten wir in der Kommune und als einzelne dieser herausfordernden Wirklichkeit auf unsere Weise zu begegnen. Da wir mehr am Rande als im Zentrum der Gesellschaft standen, teilen wir die Perspektive vieler Außenseiter in Hinsicht auf Normen und Wertvorstellungen unserer Zeit.

Unter diesem Aspekt die Erscheinungsformen, Ursachen und Zielvorstellungen alternativer Bewußtseins- und Verhaltensformen überhaupt zu untersuchen, wie wir sie – besonders bei Jugendlichen – in allen möglichen Varianten distanziert und solidarisch erlebt haben, ist die Absicht des zweiten Teils dieses Buches.

Der Grundwiderspruch

In der christlichen Tradition, die offen und im Verborgenen (als säkularisierte Ethik) das Wertesystem der abendländischen Kultur so entscheidend mitgeprägt hat, war das Ideal der *Vater-Sohn-Beziehung* die väterliche Autorität und der kindliche Gehorsam. Der Gehorsam war begründet in der Ehrfurcht, die Autorität des Vaters letztlich in der Vertreterschaft Gottes: Eine heilige Ordnung, die genauso lange hielt, wie die Autorität des Heiligen selbst anerkannt war. Dennoch waren Generationswechsel nicht immer frei von Konflikten, das Verhältnis je zweier aufeinanderfolgender Generationen zueinander war immer wieder problematisch. Heute, in der Geschichte der Gegenwart, scheint sich eine kulturgeschichtlich neue Zuspitzung des Vater-Sohn-Konfliktes anzubahnen:

»Als ich noch jung war, war ein Vater jemand, an den man sich als Vorbild hielt, den man nachzuahmen suchte und dessen Autorität man ebenfalls zu erwerben wünschte. Die Technik hat jedoch alles verändert: Der junge Mann weiß mehr als der ältere, er findet sich schneller zurecht als sein Vater, hat ihm gegenüber Vorteile. Das Vaterbild nachzuahmen, ist kein Ideal mehr. Im Christentum sind Vater und Sohn eins, heute jedoch ist diese Einheit zerbrochen.«¹ *Max Horkheimer*, als er dies schrieb, war ein alter Mann, für manche schon mehr ein Weiser als ein Wissenschaftler, und der ihn hier zitiert, ist ein junger Mann, 23 Jahre alt. Zwei Positionen, zwei Perspektiven.

Und doch können beide Sichtweisen dieselbe Sache durchaus ähnlich erscheinen lassen, wenn beide Betrachter in ähnlicher Weise engagiert sind, wenn sich ihr Blick bevorzugt auf bestimmte Dinge richtet, wenn beide dasselbe Problem an der Sache »im Auge haben«. Das Problem, das hier gemeint ist, hat in den letzten Jahren nicht nur Wissenschaftler (So-

¹ *Max Horkheimer*: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Hamburg 1970, S. 51.

ziologen, Psychologen usw.) beschäftigt, sondern ebenso Lehrer und Erzieher, Eltern, Priester, Ärzte, alle, die direkt oder indirekt mit Jugendlichen zu tun haben. Es könnte zu einem Generalthema unserer Zeit überhaupt werden, wenn sich der Grundwiderspruch, der der Problematik zugrunde liegt, verschärft, wenn sich entsprechende Trends weiter radikalisieren. Dieser Widerspruch zwischen der Gesellschaft und der Jugend, die ihre Zukunft ist, wird markiert durch zwei gegenläufige Trends:

Auf seiten der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung steht das, was ich als »Trend 1984« bezeichnen möchte: Der Weg in eine nachindustrielle Gesellschaft, die gekennzeichnet ist durch umfassende Planung, totale (um nicht zu sagen totalitäre) Verwaltung der Menschen, ihrer Bedürfnisse und ihrer Produkte, eine Technokratie, die schließlich mittels sozio- und psychotechnischer Programme auch die Seele und das Bewußtsein des Menschen selbst verwaltbar macht und die Katastrophe zu einer Frage des technischen Kalküls, zu einem technischen, nicht zu einem moralischen Problem werden läßt. *Orwells* »1984« und *Huxleys* »Brave New World« sind Visionen einer Zukunft, die bereits begonnen hat.

Auf der anderen Seite steht das, was mit Bezeichnungen wie »Protest der Jugend«, »Neue Linke«, »Jugendliche Drogensucht« und »Religiöse Welle« bisher meist nur in Teilaspekten erfaßt wurde. Allerdings besteht zwischen in sich schon uneinheitlichen Tendenzen wie etwa »Neue Linke« oder »Neue Religiosität« offensichtlich eine deutliche Diskrepanz (in diesem Fall zwischen kritischer Vernunft und gefühlbetonter Erfahrung). Der so verschiedenen Ausprägungen jugendlichen Anders-Seins zugrunde liegende gemeinsame Trend wird erst nach gründlicher Durchleuchtung einzelner Tendenzen sichtbar, die auf ihre elementaren Bestandteile zurückgeführt und in ihren übergeordneten Grundstrukturen erfaßt werden müssen. Mit einem offenen, aber eben doch gerade deshalb treffenden Begriff kann in gewisser Hinsicht von einem »Neuen Bewußtsein« gesprochen werden, das sich in ungezählten Variationen Bahn bricht und im täg-

lichen Lebensvollzug vieler, nicht nur junger Menschen Wirklichkeit wird. Für die einen ist es ein bedrohliches Signal, das die Ungültigkeit und den Zerfall alter Ordnungen ankündigt, für die andern ist es ein Streifen einer hoffnungsverheißenden Morgenröte am Horizont einer hoffnungslosen Welt.

Es gibt Leute, die mit Heftigkeit bestreiten, daß es wirklich so neu ist, was sich da in Kommunen und Gruppen manifestiert, die – wie die LORD'S FAMILY – in eine selbstgewählte innere Emigration gehen, um den Weg in ein Neues Land zu suchen. Dies alles, so sagt man uns, seien vereinzelte Versuche, unter Rückgriff auf alte romantische Traditionen, mysteriöse Frömmerei und anarchistischen Edelkommunismus den Problemen und Konflikten einer modernen pluralistischen Gesellschaft aus dem Wege zu gehen: Neues Bewußtsein – nichts mehr als eine modische Nostalgie. Nun, es ist gewiß nicht absolut neu, daß Menschen sich zurückziehen, um zu finden, was die Welt ihnen nicht geben kann, oder daß sie die Welt so verändern wollen, daß nicht die Macht, sondern der Geist herrsche. Neu ist jedoch für unsere Zeit, daß der Glaube an den dauernden Fortschritt der Wissenschaft und Technik, an die technisch-rationale Lösbarkeit fast aller Menschheitsprobleme, der die Basis des technokratischen Bewußtseins ist, radikal in Frage gestellt wird und daß über die Negation des Bestehenden hinaus hie und da Ansätze für eine alternative Kultur zu finden sind. Gesamtgesellschaftlich gesehen dysfunktionales Verhalten wie Protest, Weigerung, Flucht usw. ist inzwischen für einen Teil der Jugend kennzeichnend geworden, der sowohl aufgrund seiner zahlenmäßigen Stärke als auch seiner kritischen Potenz besondere Beachtung verdient. Traditionelle Erklärungsmuster der Soziologie (»Generationskonflikt«) und der Psychologie (»Identitätskrise«) reichen nicht mehr aus. »Heute ist die Krise anders, ja durchaus neuartig«, schreibt Louis Millet, Begründer und Leiter des Instituts für Psychologie an der Universität Grenoble, denn: »Nie hat es in der Geschichte der Menschheit ähnliche Massenbewegungen

von Jugendlichen gegeben, die mit Familie, Vaterland und Gesellschaft brachen und auf der Suche nach einem neuen Propheten in der Welt umherzogen. Dichter wie Rimbaud besangen im 19. Jahrhundert die Flucht in eine andere, magisch-reizvolle Welt. Heute aber ist die Flucht zu einem gesamtgesellschaftlichen, zu einem weltweiten Phänomen geworden.«²

In der Vielfalt der Erscheinungsformen, die gerade ein Wesensmerkmal dieser alternativen Lebensweise ist, liegt wohl der Hauptgrund für die Uneinheitlichkeit des Bildes, das die jugendliche Subkultur des neuen Bewußtseins abgibt. Innere Zusammenhänge entziehen sich einer oberflächlichen Betrachtungsweise. Wie sieht »Neues Bewußtsein«, wie sieht die Alternativkultur aus? »Selbstverständlich läßt sich zur Beantwortung dieser Frage kein Manifest vorlegen, das von der unzufriedenen Generation generell gebilligt werden würde: Dazu ist die Bewegung nicht diszipliniert genug«³, beschreibt der amerikanische Soziologe Theodore Roszak die Scene in den Vereinigten Staaten, die in ihrer Entwicklung den »europäischen Verwandten« immer um einiges voraus ist. Roszak vergleicht sie mit einem mittelalterlichen Kreuzzug: »... ein bunter Strom, ständig in Bewegung, der unterwegs auf seinem langen Marsch immer wieder Mitglieder verliert und neue hinzugewinnt.«³

Doch trotz aller Buntheit und Vielfalt lassen sich einige zentrale Momente dieser Bewegung entdecken, die für den einen einen größeren, für den anderen einen geringeren Stellenwert im Rahmen seiner Gesamtorientierung besitzen. Viele dieser Elemente lassen sich in zwei Grundströmungen einordnen, die der nordamerikanische Theologe Harvey Cox mit den Stichworten *Militanz* und *Neomystik* angibt. So war z. B. in der LORD'S FAMILY die Tendenz zu einem Rückbezug nach innen stärker als die zu einer Durchdringung und Revolutionierung des politischen Lebens außen. Daß jedoch

2 Louis Millet / Janine Beraud: Das Nein der Jugend. Stuttgart 1972, S. 155.

3 Theodore Roszak: Gegenkultur. Düsseldorf–Wien 1971, S. 83.

zwischen beiden Grundrichtungen nicht nur Spannung und Widerspruch, sondern auch Zusammenhang besteht und Verwandtschaft, wird im folgenden deutlich werden.

Politisch-kritisches Engagement

Die spontane Solidarität linker Gruppen aus den Tagen der Notstandsgesetzgebung und des ersten kritisch-politischen Engagements ist auseinandergefallen: Verschieden ausgerichtete Gruppen und Grüppchen – von reformistischen bis zu gewaltanwendenden Jetzt-und-Hier-Revolutionären – haben sich verselbständigt, befehlen einander; nach alter revolutionärer Tradition, könnte man ironisch anmerken. Als die konsequentesten Nachfahren des ursprünglich unorthodoxen politischen Engagements der späten sechziger Jahre lassen sich diejenigen (meist nicht organisierten) Schüler, Studenten und Berufstätigen ausmachen, die – mißtrauisch gegen jeden Absolutheitsanspruch – ebenso bereit sind, sich einer Anti-Nixon-Demonstration anzuschließen, wie an einem Amnesty-International-Forum teilzunehmen, auf dem vielleicht gerade die Intellektuellenpolitik der UdSSR zur Debatte steht, die aber abends beim Popkonzert ebenso bereit sind, an einem kreisenden Joint zu ziehen. Solcherlei subkulturell-politisches Engagement ist freilich der alten Garde roter Kämpfer, die noch immer in der Asche der proletarischen Weltrevolution stochern und warten, daß sich daraus ein Funke erhebe, allzu unverbindlich und verspielt. Bei DKP, Marxisten-Leninisten alter Schule, Spartakus-Studentengruppen usw. ist »Subkulturismus« ein Schimpfwort geworden wie »Revisionismus«. Gegenkultur ist für sie ein unpolitisches Hippietum, eine grüne Gegenwiese, auf der vom kapitalistischen Klee gefressen wird. Selbst bessere Köpfe bieten zuweilen in polemischer Sprache alte Ressentiments gegen jeden Versuch individueller Befreiung auf (als solchen sehen sie alternative Lebensformen): »Die Wohnung solcher jungen Bohemiens gleicht ihrem geistigen Haushalt. An der

Wand die täuschend originalgetreuen Farbdrucke nach berühmten van Goghs . . . , auf dem Bücherbrett der Absud von Sozialismus und Psychoanalyse und ein wenig Sexualkunde für Hemmungslose mit Hemmungen.«⁴

Vertreter der Subkultur geben ihrerseits die Kritik des orthodoxen Marxismus – oft in beredter Kenntnis der entsprechenden Literatur – an die alten Linken zurück (die freilich auch unter Jungen zu finden sind): »Ich meine, daß es an der Zeit ist, die Ideologie der Ideologiekritiker zu kritisieren«, und: »Politische Revolution mag eine praktische Notwendigkeit sein. Als Ausflucht religionsloser Menschen, als soziologisierender Glaube wäre sie nur eine Ersatzreligion, Beschäftigungstherapie für den europäischen Nihilismus.«⁵

Wir wurden oft gefragt, welche Position wir, die wir mit unserer Gruppe doch ein Stück *alternativer Kultur* darstellten, in dieser Auseinandersetzung einnehmen: Wollt ihr die Gesellschaft verändern, jetzt, da ihr ein Haus auf dem Lande bewohnt, da ihr euch mit religiösen Fragen befaßt, da ihr Musik macht? Hat nicht überhaupt nur eine politisch arbeitende Kommune eine Existenzberechtigung?

Diese Frage spricht einen entscheidenden Punkt im Selbstverständnis einer Kommune an, nämlich ihre *Situation innerhalb der Gesellschaft* und den verändernden Impuls, der von neuen Formen des Zusammenlebens auf die Gesamtgesellschaft ausgehen kann. Kann eine Großfamilie überhaupt eine hermetisch abgeriegelte grüne Insel sein innerhalb einer kranken Gesellschaft, liegt ihre Aufgabe nicht gerade darin, im Sinne einer Revolutionierung der Gesamtgesellschaft sozialistische Lebensmodelle in Theorie und Praxis zu entwickeln?

Nach meinem Dafürhalten ist der Marxismus keine Religion, sondern eher eine sozial-philosophische Theorie von den ökonomischen und sozial-politischen Strukturen und ihren Veränderungsmöglichkeiten. Er enthält auch eine Forderung,

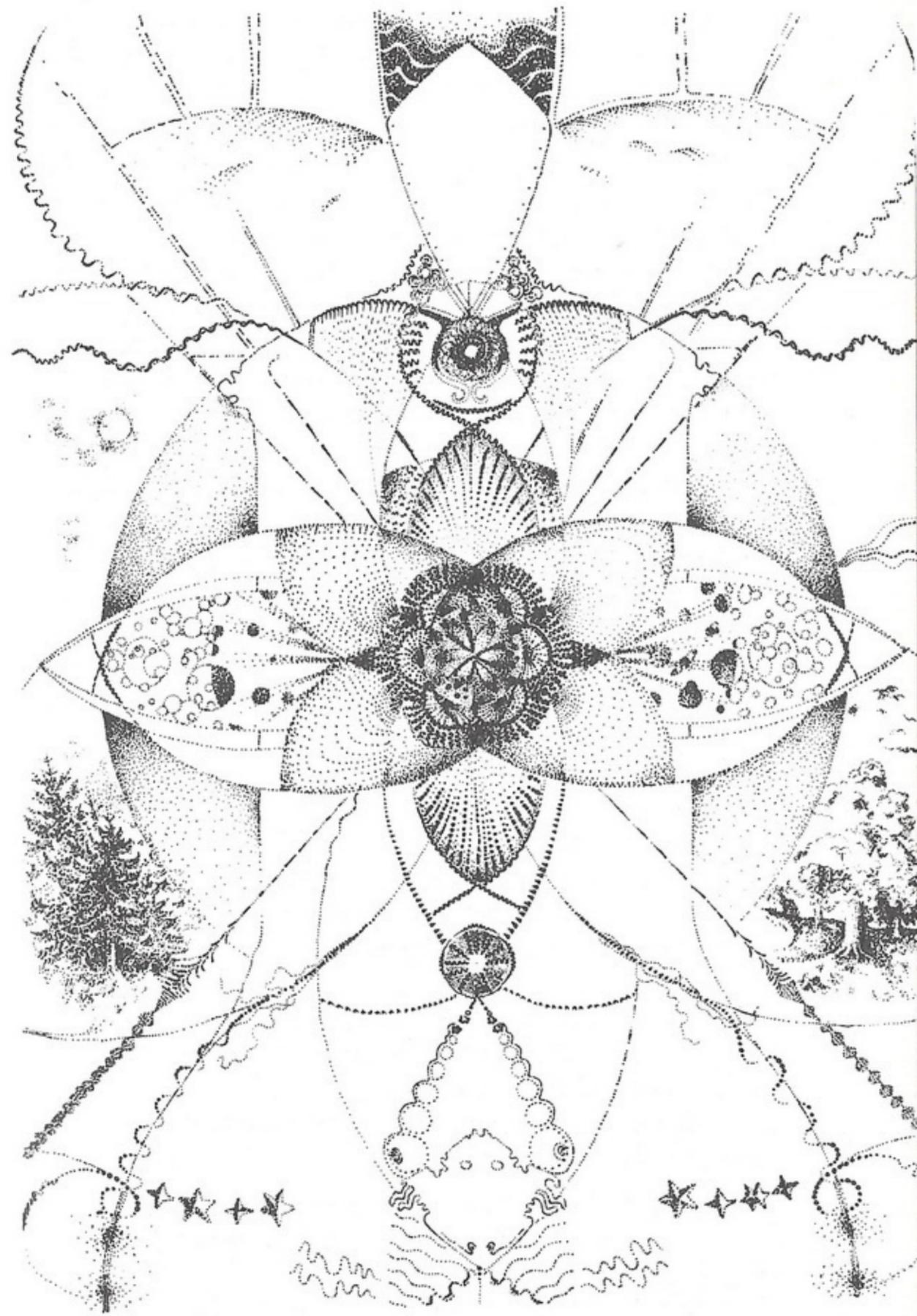
⁴ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*. Frankfurt/Main, S. 276.

⁵ Reimar Lenz: *Der neue Glaube*. Wuppertal-Barmen 1970, S. 53 f.

nämlich die Forderung, eine Utopie zu verwirklichen: die Gesellschaft ohne Herren und Knechte.

Die Analyse unserer kapitalistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsform, die der Marxismus liefert, halte ich in ihrem wesentlichen Gehalt für richtig, wenn sie besagt, daß bei uns oberstes Produktionsprinzip nicht die Bedürfnisbefriedigung aller, sondern der Profit einiger weniger ist, und zwar in erster Linie derer, die die Produktionsmittel besitzen. Dies ist ein Grundwiderspruch in unserer Gesellschaft; der Marxist spricht von Klassen (Kapitalisten – Proletariat) und vom Klassenkampf. Aber schon nach *Marx* ist die Arbeiterklasse keine ganz und gar homogene, unveränderliche Gesellschaftsschicht, sondern »das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch« (vgl. »Das Kommunistische Manifest«). Auch im letzten, unvollendeten Kapitel des Buches »Das Kapital« wird z. B. von Mittel- und Übergangsstufen des englischen Proletariats gesprochen. In unserer heutigen, modernen Industriegesellschaft sind die Machtverhältnisse komplexer als je zuvor: Wirtschaft und Militär sind ebenso miteinander verflochten wie Erziehung und Konsum; die Polizeiaktivität gegen politische Demonstranten oder Hausbesetzer hat einen Zusammenhang mit der Kriminalisierung tausender Jugendlicher durch das Opiumgesetz in seiner jetzigen Form.

Die Lohnabhängigen, zersplittert durch die Verschiedenheit ihrer Funktionen im Arbeitsprozeß, durch Konkurrenz und Sonderinteressen, getäuscht durch Weihnachtsgratifikation und Mitbestimmungsmodelle – sind sie überhaupt noch als eine einheitliche Klasse anzusprechen? Und vor allem: Welcher Arbeiter fühlt sich nicht längst schon als Herr, weil er am allgemeinen Konsum ebenso teilnehmen kann wie sein Betriebsleiter? Die Hauptstütze unserer Gesellschaftsordnung ist eben nicht mehr nur die durch Exekutive und Verwaltung sich manifestierende Macht (Amts-Gewalt), sondern auch die geschickte und tiefgreifende Manipulation des menschlichen Bewußtseins durch Erziehung, Reklame, Massenmedien und verinnerlichte Verhaltensschemata.



Der Grundwiderspruch Unterdrücker — Unterdrückter besteht, wie wir es erfahren haben, nicht nur zwischen Unternehmer und Arbeiter, zwischen Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, Mann und Frau, sondern ebenso in jedem einzelnen Menschen selbst. Eine Front in Form einer geraden Linie, an der zu kämpfen wäre, gibt es nicht. Ist der Ost-West-Gegensatz etwa ein Gegensatz zwischen Revolution und Reaktion? Und was ist mit dem himmelschreienden Elend in der Dritten Welt?

Was ist mit *Solschenizyn*, was mit *Allende*? Das Schema vom reaktionären Konservatismus und vom progressiven Linksengagement stimmt nicht mehr. Wahrer Konservatismus, der geistige Überlieferung ernst nimmt, ist einer wirklich revolutionären Gesinnung verwandter als dem Rechtsradikalismus, denn revolutionär im dialektischen Sinne ist nicht einfach die Verneinung, sondern die Aufhebung, faschistisch ist aber die Liquidierung aller und jeder geistigen Tradition⁶.

Es geht nicht um Befreiung von den gerade Herrschenden, sondern um ein *ganzheitliches Freiwerden* des äußeren und des inneren Menschen. »Ich habe keine Möglichkeiten«, hörten wir viele sagen. »Wir haben viele Möglichkeiten, wenn wir uns politisch organisieren«, sagten andere, »wenn sich alles ändert, können wir uns ändern. Der Stein der Unterdrückung lastet auf der Blume der Freiheit.« Gut. Aber erst, wenn wir selbst, jeder einzelne von uns, sich ändern, anders werden, wird sich irgend etwas ändern können, das wir anfassen — und nicht nur die Ökonomie.

Ihr alle schreit nach der Veränderung. Tut sie!

Ihr wollt die Welt, die Gesellschaft, die Familie oder was es sonst noch gibt, verändern.

Ihr seid die Familien. Ihr seid die Gesellschaft. Ihr seid die Welt. Ihr seid alles.

Was also könnt ihr besseres tun als euch selbst zuerst ändern?

FAMILY PRESS Nr. 2, Georg

⁶ Vgl. auch *Max Horkheimer*, a.a.O., S. 51 f.

»Religion ist Opium des Volkes«, sagte *Karl Marx*. Und vorher, das wird oft vergessen, steht der Satz: »Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist.« Und weiter heißt es, Religion sei sowohl »Ausdruck des wirklichen Elends« als auch »Protestation gegen das wirkliche Elend«. Die Macht hat die Religion oft verdorben, Pharisäer traten oft an die Stelle der Propheten. Aus Dienern wurden Herren, und auch die Kirche kreuzigte Christus in mannigfacher Gestalt. Und trotzdem wurde die Bibel immer wieder in der Geschichte, auch in den Händen von Ketzern und Entrechteten, zum Manifest der inneren und äußeren Erhebung.

Was wir im Schlüssel taten, ist mit realpolitischen Maßstäben schwer zu messen. »Wir fangen an, so zu sein, als hätten wir ein neues Land«, hieß es in einem unserer Liedtexte. Wir machten Musik. Und einst haben Posaunenchoräle die Mauern von Jericho zum Einstürzen gebracht. Musik kann verzaubern. Was wir taten, vielleicht auch was wir heute tun, mag einem orthodoxen Marxisten töricht und utopisch erscheinen. So nannte man uns immer wieder auch von dieser Seite her realitätsblind und weltfremd. Wir versuchten, auf Zaubrerflöten zu spielen, was wohl nirgends deutlicher zum Ausdruck kam als im Vorspann zur dritten Ausgabe unserer Zeitung FAMILY PRESS, die diesmal nur Gedichte und Bilder enthielt:

Statt eines Geleitwortes:

in einer zeit, da die mächtigen dieser welt über bomben und raketen verfügen, über seelenlose sklavenheere, die bereit sind zu zappeln wie hampelmänner, wenn einer am schnürchen zieht, über verantwortungslose wissenschaftler und techniker, über raffinierte bewußtseinseingende manipulationsmaschinen,

in einer solchen zeit bleibt uns, wenn wir politisch handeln wollen, nur eine möglichkeit, uns zu wehren: zu lieben, wo gehaßt wird, zu erschaffen, wo zerstört wird, nach innen zu explodieren, wo nach außen kein platz ist.

unsre waffen sind die träume, die lieder, die fantasien, bilder und gedichte.

unsre wohnungen sind die gewaltigen bauwerke und einfachen hütten unseres unsterblichen geistes.

unsere freunde sind die hohen berge, die sonnenblumen und die singenden vögel des sommermorgens.

unsere sprachen sind die chöräle und gesänge, die verse und märchen vergangener und zukünftiger zeiten, die zärtlichkeiten und die blicke, die wir miteinander tauschen.

unsere macht ist die ohnmacht, unsere erkenntnis ist die unserer ver-rücktheit, und unsere hilfe ist im namen des herrn, der himmel und erde erschaffen hat.

Der Herausgeber. März 1972

Liebe ist auch etwas Politisches. Was wir in der LORD'S FAMILY versuchten, hatte wohl auch einen Stellenwert in der Gesellschaft, wir standen in der Auseinandersetzung. Der Hauptansatzpunkt, den wir jedoch für eine soziale Veränderung sahen, ist jeder einzelne; wir versuchten, bei uns selbst anzufangen: So wie wir uns ändern, ändert sich auch unsere Äußerung. Wie sich unsere Äußerung ändert, so ändert sich auch das, was wir durch unser Denken, Reden, Handeln auslösen. Politik wurde für uns nicht zur Religion.

In Umkehrung des Adressaten eines Wortes des großen österreichischen Sozialisten Ernst Fischer könnte man zu den oft so nüchternen Marxisten sagen: »Was uns mit euch verbindet, ist die Transzendenz, die Grenzüberschreitung, der Kampf um einen Menschen, der nicht im Elend verkommt und nicht im Konsum versinkt, sondern seiner unendlichen Möglichkeiten inne wird« (aus: »Die Revolution ist anders«).

Back to Mother Earth

Auf der Suche nach den Maßstäben für eine neue Politik taucht in vielen Manifestationen jugendlicher Eigenwelt die Forderung auf nach einer neuen kulturellen Grundlage allen

Handelns, nach einem Lebensrhythmus, der sich nicht an den ökonomischen Erfordernissen eines kranken Systems, sondern an den natürlichen Bedürfnissen des Menschen orientiert.

Wir müssen uns zurückbesinnen auf das, was früher in Liedern, Gedichten und Gebeten besungen worden ist, was unsere moderne Zivilisation so barbarisch schändet: Mutter Natur.

Dies ist ein Brief an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, 1855 geschrieben von Häuptling *Seathl* vom Stamme der Duwamish-Indianer im Staate Washington, den (geplanten) Verkauf von Stammesland betreffend. Oder ist es eine Prophezeiung? Wir veröffentlichten den Brief in FAMILY PRESS Nr. 4, übersetzt von Eberhard.

»Der große Häuptling in Washington läßt uns wissen, daß er unser Land kaufen will. Er sagt uns dazu Worte der Freundschaft und des guten Willens. Dies ist sehr freundlich von ihm, da wir wissen, daß er andererseits kaum auf unsere Freundschaft angewiesen ist. Wir werden uns aber euer Angebot überlegen, da wir wissen, daß, wenn wir es nicht tun, der Weiße Mann vielleicht kommen mag, um uns unser Land mit Hilfe von Gewehren wegzunehmen. Was Häuptling *Seathl* sagt, kann der große Häuptling in Washington mit der gleichen Sicherheit als wahr nehmen, mit der unsere weißen Brüder mit der Wiederkehr der Jahreszeiten rechnen können. Meine Worte sind wie die Sterne, sie gehen nicht unter.

Wie kann man den Himmel kaufen oder verkaufen – wie die Wärme des Landes? Diese Idee scheint uns sehr merkwürdig. Wir besitzen auch die Frische der Luft und das Glitzern des Wassers nicht! Wie könnt ihr sie da von uns kaufen? Jedes Stück dieses Bodens ist meinem Volk heilig. Jede schimmernde Kiefernnadel, jedes sandige Ufer, der zarte Dunst in der Dunkelheit der Wälder, jede Lichtung und jedes summende Insekt ist der Erinnerung und dem Erleben meines Volkes heilig.

Wir wissen, daß der Weiße Mann unsere Art und Weise nicht versteht. Das Schicksal seines Landes ist ihm so egal wie das eines anderen, da er in der Nacht kommt und vom Lande nimmt, was immer er braucht. Die Erde ist nicht sein Bruder, sondern sein Feind. Wenn er den Grund erobert hat, zieht er weiter. Er läßt die

Gräber seiner Väter zurück und zerstört rücksichtslos den Boden für seine Kinder. Sein Appetit wird die Erde verschlingen und nur eine Wüste zurücklassen. Der Anblick eurer Städte schmerzt die Augen der Rothäute, aber vielleicht nur deshalb, weil der Rote Mann nur ein Wilder ist und nicht versteht . . .



Es gibt in den Städten der Weißen keinen Ort der Stille, keinen Ort, dem Singen der Frühjahrsblätter oder dem Knispeln eines Insektenflügels zu lauschen. Aber vielleicht deshalb, weil ich ein Wilder bin und nichts verstehe, erscheint meinem Ohr der Lärm so schmerzhaft. Was ist das für ein Leben, wenn ein Mensch den lieblichen Ruf des Whippoorwill nicht hören kann oder die Argumente der Frösche um einen nächtlichen Tümpel. Ein Indianer liebt den weichen Klang des Windes sehr, wenn er über das Gesicht eines Sees streicht, und den Duft des Windes, wenn er von einem Mittagsregen reingewaschen ist oder von einer Pinonkiefer mit süßem Geschmack beladen ist. Die Luft ist dem Roten Mann teuer, deshalb, weil alle denselben Atem haben: die Tiere, die Bäume, die Menschen. Der Weiße Mann scheint die Luft, die er atmet, gar nicht zu merken; wie ein Mensch, der tagelang dahinstirbt, ist er für den Gestank empfindungslos.

Falls ich mich entschließen sollte, dem Angebot zuzustimmen, werde ich eine Bedingung zu stellen haben: Der Weiße Mann muß alle Tiere dieses Landes als seine Brüder behandeln. Ich bin ein Wilder, und ich verstehe es nicht anders. Ich habe schon tausend verwesende Büffel auf der Prärie gesehen, von Weißen Männern zurückgelassen, die sie von einem vorbeifahrenden Zug aus abknallten! Ich bin ein Wilder und verstehe es wirklich nicht, wie

das rauchende Eisen-Pferd wichtiger sein kann als der Büffel, den wir nur töten, um zu leben. Was ist der Mensch ohne die Tiere? Wenn alle die Tiere nicht mehr da wären, würde der Mensch an der großen seelischen Einsamkeit sterben, denn alles, was den Tieren widerfährt, trifft auch die Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden. Was immer der Erde zustößt, stößt auch den Söhnen der Erde zu!

Eines wissen wir, und der Weiße Mann wird es vielleicht eines Tages auch entdecken: Unser Gott ist derselbe Gott. Ihr mögt jetzt denken, daß ihr ihn so besitzt, wie ihr auch das Land besitzen wollt. Aber das könnt ihr nicht. Er ist Gott für alle Menschen. Und sein Mitleid für die weißen und die roten Menschen ist dasselbe. Ihm ist die Erde wertvoll, und die Erde zu verletzen heißt, Verachtung auf den Schöpfer zu häufen. Macht weiter, euer Bett zu beschmutzen, und eines Nachts werdet ihr in eurem eigenen Müll ersticken. Wenn die Büffel alle abgeschlachtet sind, die wilden Pferde alle gezähmt, die heimlichen Winkel des Waldes schwer vom Geruch vieler Menschen und der Anblick der reifen Hügel von ratschenden Weibern verdeckt ist, wo ist dann das Geheimnis der Dickichte? Es ist fort. Wo ist der Adler hin? Er ist fort.

Vielleicht könnten wir verstehen, wenn wir wüßten, was der große Traum des Weißen Mannes ist, welche Hoffnungen er seinen Kindern an langen Winterabenden erzählt, welche Visionen er ihnen in den Geist brennt, daß sie es sich für morgen wünschen. Aber wir sind Wilde. Die Träume des Weißen Mannes sind uns verborgen. Und weil sie uns verborgen sind, gehen wir unsere eigenen Wege. Wenn wir zustimmen, dann deshalb, um wenigstens die Reservation, die ihr uns versprochen habt, zu retten. Vielleicht dürfen wir dort unsere kurzen Tage noch so verleben, wie wir es wollen. Wenn der letzte Rote Mann von der Erde verschwunden sein wird, wenn die Erinnerung nur noch dem Schatten einer Wolke gleicht, die über die Prärie zieht, werden jene Ufer und Wälder dennoch die Seelen meines Volkes festhalten, da sie dieses Land so lieben, wie ein Neugeborenes den Herzschlag seiner Mutter liebt. Wenn wir euch unser Land verkaufen, liebt es so, wie wir es geliebt haben. Sorgt euch darum, wie wir uns gesorgt haben. Haltet fest in eurem Gedächtnis, wie das Land aussieht, wenn ihr es nehmt.

Mit all eurer Kraft, mit all eurem Mut und mit ganzem Herzen bewahrt es für euere Kinder und liebt es so, wie Gott uns alle liebt. Eines wissen wir: Unser Gott ist derselbe Gott. Die Erde ist ihm wertvoll.«



Den Worten des Häuptlings *Seathl*, geschrieben vor mehr als hundert Jahren, kann heute nichts mehr Wesentliches hinzugefügt werden. Die Zerstörung der Erde, die er dem Weißen Mann prophezeit hat, vollzieht sich bereits.

Zwischen einem Welt- und Selbstverständnis, wie es in jeder Zeile dieses Briefes so machtvoll und doch so zart zum Ausdruck kommt, und unserer zivilisierten, abendländischen Weltsicht klaffen Abgründe, die wohl nur eine charismatische Zusammenschau von Gott, Mensch und Kosmos etwa im Sinne eines *Franziskus von Assisi* überbrücken kann. Doch hat es allen Anschein, als ob gerade in den letzten Jahren auch in unserer Kultur erstmals auf breiterer Basis die Einheit von Mensch und Kosmos, die Versöhnung von Ratio und Natur zu einem Grundbedürfnis einer ganzen Generation würde oder zumindest des erwachenden Teiles dieser Generation. Die moderne Künstlichkeit des synthetischen Naturersatzes stößt erstmals auf Abscheu und Verachtung, »Pla-

stik« ist in der Scene zu einem Schimpfwort geworden. In den Alternativzeitungen der Subkultur befaßt man sich mit den heilenden Kräften von Kräutern und Früchten, mit Klima und Wetter, mit Landschaft und natürlicher Umgebung, die als Bedingung für neues Bewußtsein gilt.

Die Suche nach der Begegnung mit den Urelementen der Natur kennzeichnet den Beginn eines wachsenden kollektiven Mißtrauens in die Errungenschaften und Methoden unseres hochindustriellen Zeitalters, in dem bis vor kurzem noch alles machbar schien. Technischer Fortschritt und wissenschaftliche Erkenntnis können heute nicht mehr als Garant einer gesicherten Zukunft empfunden werden. Umweltverschmutzung und nukleare Bedrohung als die zwei größten epochalen Unsicherheitsfaktoren tragen ihren Teil bei zu einer neuen Wissenschaftsfeindlichkeit.

Charakteristisch für das Bedürfnis nach Natürlichkeit sind verschiedene Ansätze zu einer natürlichen und *gesunden Ernährungsweise*, die sich im Laufe der letzten Jahre in der Scene entwickelt haben. Ziel einer nach kosmischen Prinzipien ausgerichteten Ernährungsweise ist die Harmonie mit der Welt, wie sie von Natur aus ist, und die Reinigung und Weitung des Bewußtseins durch die Ordnung des Körpers. Daß zwischen Ernährung und Bewußtsein ein Bedingungs-zusammenhang besteht, ist eine Tatsache, die in unserer Kultur fast in Vergessenheit geraten ist. Fasten und Askese waren vor Jahrhunderten im Christentum immerhin noch Quellen gesteigerter spiritueller Erfahrung; in fernöstlichen Kulturen werden Speis und Trank nach genau festgelegten Gesetzen ausgewählt (z. B. nach dem Prinzip von Yin und Yan). Orientalische Ernährungsprinzipien waren es auch, die für junge Amerikaner und Europäer den Anstoß zum Überdenken und zur Veränderung ihrer Ernährungsweise gegeben haben. Was inzwischen als indische Ernährungsregel ausgegeben wird, hat freilich nicht immer etwas mit den Weisheiten des Orients zu tun (mit Ausnahme der Makrobiotik). Vegetarisches Essen und biologisch-dynamische Anbauweise ohne Kunstdünger und andere Gifte gehen auf andere Tra-

ditionen zurück, z. B. auf *Rudolf Steiner* und die von ihm sich herleitende Bewegung der Anthroposophen. Eberhard und Gottfried haben unseren großen Schlüsselgarten selbst nach biologischen Gesichtspunkten angebaut; der Erfolg war umwerfend: Wir konnten nicht nur sehr viele und ungewöhnlich große Früchte ernten, sondern vor allem auch qualitativ hochwertiges Obst und Gemüse, das nicht mit Spritzgiften und synthetischen Düngemitteln versetzt war. So konnten wir unseren Babys ohne große Unkosten schon in den ersten Lebensmonaten wirklich gesunde und unter natürlichen Bedingungen gewachsene pflanzliche Produkte zur Milch zufüttern.

Eberhard schrieb über diese Anbauweise in *FAMILY PRESS* Nr. 4 den folgenden Artikel.



Biologisch-Dynamischer Anbau

Immer mehr Menschen werden heute aufmerksam auf die Bedeutung der *Qualität* unserer Nahrung. Immer häufiger wird man in Zukunft gute, gesunde, vollwertige Nahrungsmittel verlangen. Aus diesen erhöhten Anforderungen den Lebensmitteln gegenüber ergibt sich zwangsläufig die Notwendigkeit, bereits für die Produktion, Aufbewahrung, Verpackung und Verteilung der Lebensmittel Qualitätskriterien zu finden, die den neuen Forderungen entsprechen. Abzulehnen ist vor allem die Erzeugung der Nahrung mit Hilfe immenser Mengen (bis zu 15 Doppelzentner auf eine Fläche von 100 × 100 Meter!) chemisch-industriell synthetisierten ›Kunst-Düngers. Weiterhin sind die Nahrungsmittel oft stark versetzt mit Giften und chemischen Substanzen, die der Bekämpfung von Schädlingen und auftretenden Krankheiten dienen sollen;

Rückstände auf Schalen und Haut der Produkte sind Anlaß zu Warnung und Mißtrauen, sie können Übelkeit, Krankheit, in schweren Fällen sogar den Tod zur Folge haben.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich die Frage nach der Alternative, nach der Möglichkeit, ohne Synthetics und Gift Nahrung in ausreichender Menge und Qualität zu erzeugen.

Auf der Suche nach der Antwort bin ich auf die »biologisch-dynamische« Wirtschaftsweise gestoßen. Sie baut auf der Erkenntnis auf, daß die Welt eine Einheit ist, ein lebendiger Organismus. Jedes Glied in dieser Organisation hat seine Bedeutung und durch seine Lebensaktivität seine Wirkung. Der Unterschied zur herkömmlichen Art und Weise der Lebensmittelproduktion liegt darin, daß keine chemisch synthetisierten Substanzen mehr zur Anwendung kommen. In Düngung, Bodenpräparation und Schädlingsbekämpfung greift man auf alt- und neubewährte Naturprodukte wie zum Beispiel Algen-Extrakte, Quarzmehl, Heilkräuter oder Kuhmist zurück.

Bei intensiverer Betrachtung erweist sich die ganze biologisch-dynamische Methodik vom Ideenansatz her als christlich motivierbare Möglichkeit: alles Lebende und in der Natur Existierende mit Achtung und Brüderlichkeit zu behandeln und so untertan zu machen, daß es zur Erhaltung des Lebens beiträgt, *dabei aber selbst erhalten wird!* In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise selbst keine Religion ist und sein will. Sie ist ein Teil der Gesamtanschauung der anthroposophischen Lehren von *Rudolf Steiner*.

Was in herkömmlicher Wirtschaftsform durch die blähenden, wasserziehenden und so *quantitätssteigernden* Wirkungen der Synthetic-Dünger an Ertragssteigerung erzielt wird, ist bisher schon von vielen in Europa und Amerika seit Jahrzehnten biologisch-dynamisch arbeitenden Betrieben auch höherer Größenordnung mengenmäßig erreicht und sogar übertroffen worden. Von größter Bedeutung sind aber die durch die speziell biodynamischen Aussaat-, Dünge- und Erntemethoden erreichten *Qualitätssteigerungen*: Bei Versuchen z. B. über den Einfluß des Aussaatzeitpunktes (Mondrhythmen und Planetenstellung) auf Wuchsfreudigkeit, Gesundheit, Substanzenreichtum, Farbe, Geschmack, Geruch und schließlich Festigkeit und Lagerfähigkeit der Pflanzen erwiesen sich die biologisch-dynamischen Methoden zumindest als ebenbürtig, meist sogar als weit überlegen.

Weiterhin sind die Düngepräparate, die hier zur Anwendung kom-

men, von ihrer Stellung im Naturreich her geradezu vorbestimmt dafür, an der Nahrungsmittelerzeugung sanierend beteiligt zu werden: So zum Beispiel die Kamille, schon seit urdenklichen Zeiten vom Menschen in ihrer vielseitig heilenden Wirkung erkannt, oder die Schafgarbe, der Löwenzahn, die Eichenrinde. Eine besondere Bedeutung kommt dem ›Allerweltskerl‹ Brennessel zu. Die Brennessel hat die besondere Fähigkeit, auch auf für andere Pflanzen ungünstigem Terrain gedeihen zu können. Durch starke Wurzelkräfte vermag sie, auch geringste Spuren der notwendigen Bodensubstanzen aufzuschließen und zu nutzen. So ist die Brennessel selbst wieder ein Träger starker Substanzspektren, sie ist reich an Düngkraft für andere Pflanzen. (Dieser kleine Detailblick mag zeigen, wie naturnah und ›grund‹sätzlich das biologisch-dynamische Landbauen ist.)

Ein weiterer Aspekt von großer Wichtigkeit zum Verständnis dieser Auffassung ist die Kompostpflege, gewissermaßen die Grundlage und der Anfangspunkt der praktischen Arbeitsmöglichkeiten: Man ist bestrebt, alle organischen Substanzen, ja selbst anorganische Stoffe, die (giftfrei und ohne negative Wirkungen!) die Kompostierung vertragen, in die Aufbau- und Wachstumsprozesse der Natur zurückzuführen. Der organische Abfall aus Küche, Haus, Hof und Garten – ja selbst Stadtmüll – kann durch Kompostierung mit oben genannten Heilkräuterpräparaten sehr schnell wieder zu einem aufbaufördernden Teil des Lebenskreislaufes werden.

Insgesamt zeigt sich immer mehr, daß die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise eine bessere, lebensfreundlichere Methode ist als die sonst gebräuchliche und deshalb mehr Beachtung und Diskussion in der Menschheit verdiente. Ideologische und sozialpolitische Interessen müssen dabei erst einmal in den Hintergrund treten. Wir haben nicht mehr lange die Möglichkeit, zu warten.



U-Medien

Alternativkulturen schaffen sich ihre eigene Lebenssphäre, ihr eigenes Milieu. Ein Teil der Selbstorganisation ist die Schaffung einer eigenen ›Gegenöffentlichkeit‹, etwas völlig Unbekanntes in unserer Gesellschaft: In eigenen Presseorganen, Filmverleihen, Theatergruppen, Musikerorganisationen usw. versucht man, Kunst und Ideen einer neuen, verrückten Weltsicht zu verbreiten, aus dem Untergrund Gedachtes für den Untergrund: U-Medien.

Es gibt U-Filme, U-Zeitungen, U-Musik und alternatives Theater. Um solche Projekte, die meist von Kollektiven getragen werden, finanziell und rechtlich abzusichern, hat man begonnen, eigene Kinos, Lokale, Verlage, Vertriebe und Firmen aufzubauen.

Wichtige Impulse auf das traditionelle Theaterleben haben vor allem *Joe Chaikins OPEN THEATRE* und *Julian Becks LIVING THEATRE*, eine 40köpfige, international zusammengesetzte wandernde Schauspielerkommune ausgeübt.

Aber am populärsten wurde die Musik, besonders die Rock-Musik. Rock ist in erster Linie weder Freizeitunterhaltung noch Kunstgenuß: rock is music and action. Gute Rock-Musik, vor allem wenn sie life im Konzert erlebt wird, vermag Dispositionen der Wahrnehmung, starre Verhaltensschemata und seelische Verkrampfungen außer Kraft zu setzen, wenn auch vorübergehend, indem sie den menschlichen Wahrnehmungsapparat, seine Sensusmotorik und das akustische Nervensystem bis an die Grenze des Erträglichen belastet. Das Erlebnis der Ekstase, in unserer nüchternen, aufgeklärten Zeit an den Rand des Pathologischen gedrängt, taucht wieder auf.

Jimi Hendrix: Wenn ich spiele, Mann, dann starte ich in einem Weltraumschiff. Ich weiß nicht, wohin ich gehe, aber ihr könnt alle mit mir kommen.

Um sich zu verstehen, gibt es verschiedene Medien: Die Sprache ist nicht das einzige. Verstehen wächst mit der Fähigkeit der Kommunikationspartner, sich auszudrücken und (vor



allem) die Ausstrahlung und Schwingung der Situation aufzunehmen. Unsere Kommune suchte in ihrer *Musik*, die keineswegs nur Rock-Musik war, zu Hause im Übungsraum, auf Konzertbühnen Deutschlands, im Rundfunk- oder Fernsehstudio, stets beides, das Senden und das Empfangen, genauer: das, was dazwischen ist. Es gibt die Möglichkeit, durch Musik Gefühle und Einstellungen des Unbewußten bewußt mitzuteilen, wenn die Sprache bereits versagt. Lockere Konzentriertheit, Spannung und Lösung, Selbstvergessenheit können spielenden und zuhörenden Teilnehmern eines Konzertes das Gefühl einer rauschhaften Einheit vermitteln, von manchen als Euphorie abgewertet. Musik konnte in unserer Gemeinschaft oft vermitteln, konnte in Konflikten neue Wege weisen und Verstehen erleichtern. Musik ist freilich kein Ausweg aus der Realität der Kriege und Verbrechen, sie ist keine Lösung, sondern ein ekstatisches Katapult, das Empfindungen ermöglicht, die über vordergründige Wirklichkeit hinausgehen: Für kurze Zeit wird die Musik zur Befreiung

selbst, so wie die Gospelsongs und Spirituals der amerikanischen Negersklaven nicht etwa nur Klagelieder, sondern Momente der Freiheit selbst waren. Nur ein *Verrückter* oder ein *Entrückter* kann in größter Unterdrückung singen: Hallelujah, I'm free. Manchmal konnte uns das Zusammenspiel mit den Instrumenten hinaufführen auf den Heiligen Berg, uns einen Blick in das Gelobte Land gewähren. Wie damals bei Mose. Auch wenn wir selbst es vielleicht nie erreichen. Wie damals bei Mose. Musik ist Brücke und Botschaft zugleich.

Magische Weltsicht

In der Psychologie wird wieder gesprochen von der »Suche nach einer Mythologie, die den Neigungen des Unbewußten entgegenkommt«. ⁷ Das ekstatische Musikerleben ist nur ein Beispiel für den Hunger nach der bewegenden Erfahrung. Ein anderes ist die plötzlich enorm gewachsene Bedeutung poetischer, märchenhafter und sogar romantischer Literatur, nachdem zunächst die intellektuelle Kritik an unserer funktionalistisch aufgebauten Gesellschaft, die zur Gleichförmigkeit und Anpassung erzieht, ihrerseits selbst rationalistisch und zweckorientiert war. Jetzt beginnen Mythen und Märchen wieder Wirklichkeit zu werden, wenn wir das, was wirkt, wirklich nennen wollen. Geschichten werden wieder »geglaubt«, d. h. sie nehmen Einfluß auf die persönliche Entwicklung des Lesers. Daß es sich bei der Nachfrage nach bestimmter Literatur zu bestimmten Zeiten nicht nur um zufällige Modetrends, sondern möglicherweise um den Ausdruck echter epochaler Probleme handelt, läßt sich an einem Beispiel zeigen: an der Nachfrage nach den Büchern *Hermann Hesses*.

Die Popularitätskurve des in den fünfziger Jahren noch wenig geschätzten Autors weist drei überraschende Hochpunkte auf: In der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und während des Vietnamkrieges in Nordamerika (und in derselben

⁷ L. Millet / J. Beraud, a.a.O., S. 87.



dere, die da ebenfalls hungern und schreien, Nahrung herbeizubringen. Da haben wir also eine eminent theologische Aussage über die Raben: sie sind soteriologische Vögel, heilsbedeutsame Geschöpfe! Das Gegenteil dazu wären Tiere, die einhamstern, weil sie die Kälte des Winters befürchten, die sie, in ihrem Bau hockend, mauschelnd und schmatzend überdauern. Nicht so die Raben.

Und da das Neue Testament das Alte ergänzt und überbietet, nimmt es nicht wunder, die Raben von Jesus erwähnt zu hören. Hier sind die Raben beispielhaft und Muster für die gottbezogene, eschatologische Existenz. Gott selbst ernährt sie. Gibt es eine schönere Aussage über eine Kreatur? Die alttestamentlichen Raben schreien, die neutestamentlichen werden von Gott ernährt. Aber dies bliebe belanglos, würde uns Jesus das Rabenvieh nicht als eschatologisch beispielhaft vorstellen. Und so gesehen haben uns die Raben unendlich viel voraus. Wer könnte sagen, er schreie nach Gott und würde von Ihm ernährt? Wer vermöchte zu behaupten, im Reich Gottes zu leben? Und wenn er es behauptete, wie zeigte er es uns, daß er von Gott lebt und nicht nach Gehalt schießt, daß er die Kirchensteuer ebenso freiwillig haben möchte wie für sich das zölibatäre Leben, das ihm etwas abverlangt? Wie zeigt er, daß sein Leben ein Schrei nach Gottes gewährender Huld ist und er so die anderen gewähren läßt und sättigt?

Wenn Gott schon für die Raben sorgt und sich um dieses Viehzeug kümmert, warum nicht noch viel mehr um Gammler und Leute ohne religiöse Zielvorstellung? Sind nicht die Läuse in ihren Haaren weit mehr Geschöpfe Gottes als die verschobenen Ideen in unseren Köpfen, die mit theologischem Duftwasser bespritzt sind, damit wir nicht riechen, daß hier etwas faul ist? Ist es vielleicht eine Garantie für das Wort Gottes, daß wir aus Ihm leben und Er aus uns spricht, wenn wir es aus einer zeitgemäßen, modernisierten und angepaßten Dogmatik entnehmen?

So erweist sich letzten Endes – und das ist die eschatologische Situation – der Schrei der Raben gottgemäßer als die Wörter der Theologen; und während diese ihre Zookäfige ausputzen und Vogelleim austreichen, damit sie etwas fingen, hat Gott draußen Seine Raben längst gesättigt, weil sie zu Ihm schrien.



Fazit: Was sich sagen läßt

Es erscheint auch mir heute mehr als wahrscheinlich, daß unsere bestehende Kultur dem Untergang geweiht ist, daß sie (auf welche Weise auch immer) dem Verfall oder der Katastrophe preisgegeben ist – die Zeichen häufen sich –, doch kann aus meiner Sicht keine Aussage gemacht werden, wann und wie sich ein solcher Untergang vollzieht, obgleich in der ganzen Scene und auch in der Schlüssel-Kommune immer wieder davon gesprochen wurde. Hier ging es um eine Gegenüberstellung des Alten und des Neuen, das sich hie und da anzukündigen scheint. Wie wirklich die eine, die bestehende Wirklichkeit ist, ist für alle eine alltägliche Erfahrung, wie wirklich die andere Wirklichkeit wird, läßt sich nur ahnen. Was sich sagen läßt, ist lediglich eine Diagnose unserer Kultur, was sich beschreiben läßt, sind lediglich Ansätze jener anderen Wirklichkeit, wie sie auch in der LORD'S FAMILY zu spüren waren und wie sie noch radikaler im neuen Glauben vor allem junger Menschen manifest werden.

Als Grundstruktur der modernen kulturellen Entwicklung sei noch einmal an den »Trend 1984« erinnert: Der einseitige Rationalismus des Westens, aufgebläht zum Mythos vom objektiven Bewußtsein, verabsolutiert zum alleingültigen Objektivitätsprinzip der Wissenschaften, führt zu einem Fortschrittsglauben, der sinnvolle Weiterentwicklung reduziert auf bloßes technisches Weiterkommen (schneller, höher, mehr); instrumentelle Vernunft zeitigt instrumentellen Fortschritt. Die in der Tat imposante Wissensexplosion der letzten Jahrzehnte, die geeignet ist, zu einer technischen Perfektion ohnegleichen zu führen, wurde von Experten und Spezialisten geleistet, und sie bedarf neuer, noch spezialisierterer Experten, um soziotechnisch und kybernetisch verwaltet und für den weiteren »Fortschritt der Menschheit« nutzbar gemacht zu werden. Die eigentlichen Regenten einer hochentwickelten Technokratie sind die Experten²⁰; sie bestimmen,

20 Vgl. auch Th. Roszak, a.a.O., S. 45.

Wanderer zwischen zwei Welten

EIN LIED WOHL ZWISCHEN DEN WIRKLICHKEITEN

WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
WO GEHST DU HIN, WO KOMMST DU HER?
WAS LACHST DU, WENN DIE ANDERN WEINEN,
UND WENN DIE ANDERN GLÜCKLICH SCHEINEN,
WIRD DIR DER SINN SO SCHWER -
WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
GEHST DU ERST FORT ODER KOMMST DU ZURÜCK?
WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
ERZÄHL VON DEINEM GLÜCK!

» ALSO BEGANN ICH MEINE REISE:
ICH LIEF ENTLANG DEM BACH,
NAHM AUF, WAS ICH ERLEBTE
UND DACHTE NACH.

DOCH MEINE LEICHTEN FÜSSE,
DIE WURDEN LANGSAM SCHWER.
UND PFIFF DER KALTE WINTERWIND,
GAB'S KEIN' BACH MEHR.

EIN JEDER SCHRITT LIESS SPUREN
IM SCHNEE UND IM GESICHT,
DIE FINGEN AN ZU LEIDEN,
OFT WOLLT ICH'S NICHT.

UND FAND ICH JE EIN ZEICHEN
UND NAHM ES MIT DER HAND,
DA IST ES MIR ZERRONNEN
WIE WASSER IM SAND.

ICH WOLLTE TRÄUME TRÄUMEN
UND ETWAS LERNEN DRAUS,
FAND SELBST MICH AUS GETRÄUMTEN
UND HIELT'S KAUM AUS.

ERSCHIENEN MIR DIE GÖTTER,
SAH ICH MICH ZWEIFELND UM,
DA SIND SIE STUMM GEWORDEN,
WER WEISS WARUM -

UND FAND ICH EINEN MENSCHEN,
BEGEHRTE IHN MIT MACHT
DA IST ER ZU STEIN GEWORDEN -
ÜBER NACHT.

ICH BIN ES LANGSAM MÜDE
UND WOLLT, ICH KÄME AN
UND KÖNNT WER WEISS WO BLEIBEN,
WER WEISS WANN - «

WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
WO GEHST DU HIN, WO KOMMST DU HER?
WAS LACHST DU, WENN DIE ANDERN WEINEN,
UND WENN DIE ANDERN GLÜCKLICH SCHEINEN,
WIRD DIR DER SINN SO SCHWER -
WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
GEHST DU ERST FORT ODER KOMMST DU ZURÜCK?
WANDERER ZWISCHEN ZWEI WELTEN,
ERZÄHL VON DEINEM GLÜCK!



welche Rohstoffe wie verbraucht werden, wie eine Energiekrise bewältigt werden kann, welche Babynahrung »richtig« ist, welche Erziehungsmethoden »den Erfordernissen einer modernen Gesellschaft angemessen« sind, welche soziotechnischen Manipulationen störende Kritik zu neutralisieren geeignet sind und wie im Falle einer »nuklearen Auseinandersetzung« kalkuliert werden muß. Der einzelne Mensch in dieser Gesellschaft unterliegt von frühester Kindheit an einer permanenten und zielstrebigem Normierung, interessant ist er vornehmlich als Mitglied einer bestimmten gesellschaftlichen Kategorie (z. B. Arbeitsloser, SPD-Wähler usw.), ansonsten kann er anonym und bedeutungslos bleiben. Seine Rechtfertigung gibt sich dieses System in drei Hauptargumenten, die als »bewiesen« gelten, nämlich, daß erstens die Bedürfnisse des Menschen technischer Art und somit formal analysierbar sind, daß zweitens diese Analyse bereits zu 99% möglich ist und daß drittens die Experten am besten für die Befriedigung dieser Bedürfnisse sorgen können.

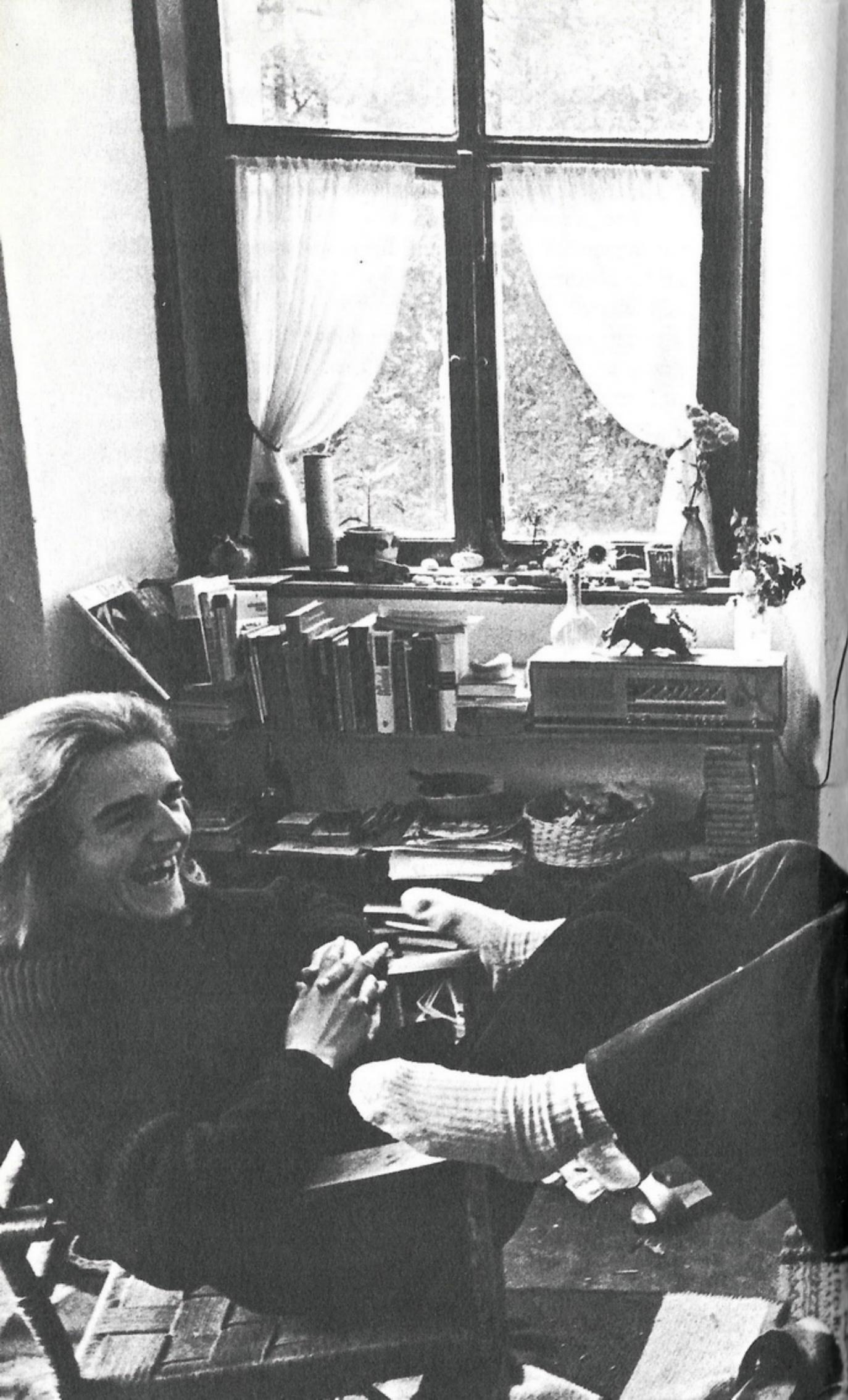
Dem allen widerspricht die Alternativkultur, mehr noch, sie *widerlebt* es: Sie mißtraut der Macht, sie experimentiert in neuen Bewußtseinsbereichen, und sie erlebt religiöses Urvertrauen. Der Lernprozeß, der sich da vollzieht, ist ein Prozeß der Erfahrung: Wem sie widerfährt, dem ist sie aufgegeben zur Verarbeitung in immer neuen Erfahrungen.

Hier war die Rede von der Erfahrung einer widersprüchlichen Wirklichkeit, wie sie Mitglieder der Kommune LORD'S FAMILY machten. Für den innerlich Beteiligten und Betroffenen stellt sich die Frage nach *seinem* Engagement, nach der Konsequenz aus *seiner* Erfahrung. Hier – oder dort?

Für den Unbeteiligten bleibt bloß abzuwarten, ob kritisches Engagement, Bewußtseinsweiterung und spirituelle Frömmigkeit Stationen auf dem Weg in ein Gelobtes Land sind oder nur mechanische Abwehrreaktionen, die über die Stufe der Negation hinaus nicht konservierbar sind.

Niemand kann alle Erfahrungen machen. Absicht dieses Buches war es, welche mitzuteilen. Jetzt fällt dem Autor ein Satz des Würzburger Philosophen *Heinrich Rombach* ein: »Von Erfahrungen soll man nicht reden, es sei denn zu Erfahrungen.« Are you experienced?

Wenn die Begegnung mit diesem Buch selbst zu einer Erfahrung werden könnte . . .



Inhalt

Dieses Buch	5
LORD'S FAMILY: ERFAHRUNGEN IM ZUSAMMENLEBEN	13
Zur Klärung der Begriffe: Familie – Kommune	13
Personen und Vergangenheiten	15
Aufbruch und Entfaltung	20
Die andere Wirklichkeit	27
Verwandtschaft	36
Beschenkt sein	37
Probleme in der Gruppe	40
Aggression und Konflikt	48
Erfolg und Krise	52
Trennung	55
Die Sicht Außenstehender	79
Von der Kommune zur Gemeinde?	98
DIE EINE UND DIE ANDERE WIRKLICHKEIT:	
EINE KONFRONTATION	103
Der Grundwiderspruch	104
Politisch-kritisches Engagement	108
Back to Mother Earth	114
U-Medien	123
Magische Weltsicht	125
Drogen	127
Der Aufbruch in die neue Religiosität	134
Fazit: Was sich sagen läßt	141